

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1960

6



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1960

11. Jahrgang

Sechstes Heft — November / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

WALTER GRUBE
für Geschichte

OTTO LINCK
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Neckarstraße 36; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: *Cyriakus vom Besigheimer Altar*
Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

INHALT

Weihnachten im Ulmer Geschlechterhaus

Erinnerungen aus der Kinderzeit

von Clara Mayer-Bruckmann 201

Wildschwein zum Fest

Eine beitere Weihnachtsgeschichte

von Rudolf Schlauch 205

Ein schwäbischer Hochaltar an der

Schwelle der Reformationszeit

Von Wolfgang Metzger 207

Josef Dottenberger und Januarius Zick

in Elchingen

Von Adolf Herrmann 215

Martin und Nikolaus und ihre Begleiter

in Südwestdeutschland

Von Wilhelm Kutter 225

Neujahrswunsch

Gedicht von Ludwig Uhland 231

Die Lage am Hochrhein und Bodensee

spitzt sich zu!

Sechster Lagebericht von Otto Feucht 232

Buchbesprechungen 234

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 236

Beilagenbinweis

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt der Firma

P. u. B. Abele, Inh. Oskar Klopfer, Stuttgart,

Büchsenstr. 25-31 bei.

Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Weihnachten im Ulmer Geschlechterhaus

Erinnerungen aus der Kinderzeit von Clara Mayer-Bruckmann

In den dunklen Nächten ging ein Krachen und Knacksen durch das alte Haus, Knistern und Rascheln unterbrach die Stille der Nacht, und vom Hofe her seufzte und stöhnte es in allen Winkeln vom Wehen des Windes. Eintönig plätschert dazu der Brunnen, leise scharren die Pferde in den Ställen.

Am schönsten war es, wenn das silberne Mondlicht darüber lag und oben in dem Himmelsausguck die Sterne flimmerten und glänzten. An den langen Novembertagen, wenn die Äpfel in der Bratröhre schmorten, daß der feine Duft traulich durch die Räume zog, hörten wir oft das Gesinde sich Schauer geschichten erzählen; es war uns zwar aufs strengste verboten dabei zu sein, aber irgendwie kam es uns doch zu Ohren und wir wagten kaum zu atmen vor Furcht und wonnesamem Grauen. Tagsüber geriet dies alles in Vergessenheit. Sobald die Schule aus war, stürmten wir in den Schnee hinaus mit Pelzmützchen und Wollhandschuhen, dann wurde Schlitten gefahren, wurden Schneemänner und Burgen gebaut, Schneeballschlachten geschlagen, denn wir hatten damals fast immer strenge Winter. Im Festungsgraben liefen wir Schlittschuh, bei guten Wochenzeugnissen gab es Glühwein mit Berlinern, sonst mußte ein Apfel genügen. Den Höhepunkt bildete das Eisfest mit Militärmusik, bunten Lampions und warmen Würstchen, unseren kleinen Bruder nannten sie den Eiskönig, weil er so gut holländern konnte.

Nikolaus-Tag

Dann kam der Nikolaustag und der Pelzmertel mit Rute, Verschen-Aufsagen und einem Sack voll Nüssen, Äpfeln, Springerle.

Bald kommt der heil'ge Nikolas
Und bringt den frommen Kindern was,
Doch die nicht fleißig gebetet ha'n
Die wird er mit der Rute schla'n!

Mit mächtigem Gepolter, von der Dogge umheult, kam er durch die Einfahrt die steile, dunkle Treppe herauf, und wir wunderten uns immer wieder, was dieser Mann mit dem langen weißen Bart und den Fausthandschuhen alles aus unserem Leben und Treiben wußte; einmal kam der Jüngste, der voll Teufeleien und Streichen steckte, kopfüber in den Sack, daß nur noch die zappelnden Beine sichtbar waren und ein dumpfes Geheul aus dem Innern tönte, das machte tiefen, nachhaltigen Eindruck.

Wir schrieben unsere langen Wunschzettel und legten sie abends vors Fenster, am andern Morgen schauten wir im Nachthemdchen danach, sie waren verschwunden, wir führten vor Vergnügen darüber einen Indianertanz auf und das Raten begann, was wohl, von allen Sachen, in Erfüllung gehen würde? Und dann kam ein Anblick, den wir nie vergessen: in dunkler Nacht schwebte das Christkindchen mit einem goldenen Krönlein auf dem Haupte und einem brennenden Kerzlein am Fenster vorüber, es war lange Zeit ganz stille und wir sahen uns leuchtenden Auges an, ganz erfüllt von dem Wunderbaren. Traulich waren die Stunden um Großmutter, wenn sie wie eine Königin auf ihrem Tritt am Fenster saß und uns Märchen erzählte, während ihre fleißigen Hände feinste Strickmuster hervorzauberten, die sich zu Leibchen und Röckchen für uns gestalteten. Wir waren unterdessen mit Weihnachtsarbeiten beschäftigt, die Mädchen verkünstelten sich im Strammnähen, in Perlstickereien, im Anfertigen von Papierblumen, die Buben im Kerbschnitzen, Kleben und in Sägearbeiten.

Christkindlesmarkt

Eines Nachmittags hieß es: „Kinder seid ihr bereit? Ihr dürft mit dem Dorle auf den Christkindlesmarkt“. Der lagerte um den mächtigen Bau des Münsters, von eisigen Winden umweht, aber was tat's? Wir

wurden bis zur Vermummung eingepackt und stapften voll Erwartung durch beschneite Straßen der Zeltstadt zu. Dieses Durcheinander von quietschenden, kreischenden, schrillen Tönen, vermischt mit dem Gedudel der Karusselle war für uns die schönste Musik der Welt. Die Schlager wurden mitgebrüllt: „Du bist verrückt mein Kind, du mußt nach Berlin, wo die Verrückten sind, da mußt du hin“, „Ach, du lieber Augustin, alles ist hin“, „Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion, ist Holzauktion“. Dann ging es in Schlange, vorne die Magd, an den Buden vorüber, die ursprünglich nur zum Kauf von Christbaumschmuck gedacht waren, jetzt gab es alles.

Wir Mädchen klebten am Puppen-, die Buben am Soldatenstand. Gemeinsames Interesse hatten wir nur für bunte Süßigkeiten, von den Gummischlangen angefangen bis zum türkischen Honig und den weit und breit berühmten, unvergesslichen und verführerischen Brocken; dicke, dreieckige Polster in grellen Farben, gestreifelt, getüpfelt, von verschiedenem Geschmack. Wir mußten den Mund weit öffnen wie ein Scheunentor, und dann wurde geschlotzt und geschleckt, eine Tätigkeit, die jedes Sprechen zur Unmöglichkeit machte und die Zeichensprache zur Folge hatte.

Wie das glitzerte und flimmerte, die goldenen und silbernen Fransen der Karusselle, die wir stürmten! Bald ritten wir auf Pferden, bald versanken wir im weichen Gefieder eines Schwans oder fuhren alle zusammen in einem Gütschle, jedes einen Luftballon am Arm, der dann vor Vergnügen platzte. Das Allerschönste aber war doch das Kasperletheater. Stundenlang hätten wir da stehen mögen auf hartgefrorenem Boden, die Hände in Muff und Hosentaschen vergraben, vom Lachen geschüttelt, so oft das Kasperle dem Teufel oder seiner Großmutter eins mit der Pritsche versetzte und den Zuschauern entgegengrinste. Zu Hause wurde weitergespielt, aber auf die Dauer wollte keines mehr der Teufel sein, und da unser Spiel jedesmal in eine schauerliche Heulerei und Schlägerei auslief, wurde es verboten. An seine Stelle trat das weit zahmere Puppenspiel: Der Freischütz mit der flachsblonden Agathe. An manchen Sonntagnachmittagen veranstalteten wir kleine Familienvorstellungen, und das Geld, das wir einnahmen, wurde zu Neuanschaffungen benützt.

Weihnachtsbäckerei

Bald beherrschte die Zubereitung des Weihnachtsgebäcks den ganzen Haushalt. Wir durften in die Küche zum helfen, dabei wurden gemeinsam liebe alte Weihnachtslieder gesungen und das Faktotum unter dem Gesinde brachte manch vergessenen Spruch

wieder zu Ehren: Bis Weihnachten Speck und Brot – nachher kommt Kälte und Not (für die Armen). Zu Weihnachten backt jedermann – zu Ostern, wer es kann – zu Pfingsten selten ein Mann (weil das Winterkorn aufgezehrt ist). Am liebsten mochten wir diesen: Am Weihnachtstag wächst der Tag, so weit die Mücke gehen mag; am Neujahrstag, so weit der Hahn tratschen mag; am Dreikönigstag, so weit der Hirsch springen mag. Lange vor allem andern kamen die Vorbereitungen zum Hutzelbrot. Man gab uns extrakleine, ungefährliche Messerchen zum Schneiden, und mit besonderem Stolz wurde festgestellt, daß alles, was wir verarbeiteten, mit Ausnahme der Südfrüchte, aus eigenen Baumgärten stammte. Später, bei den Teigmassen durften wir helfen die Schüssel halten, dabei rutschten die Däumchen ganz von selber immer tiefer den Rand hinunter, was mit spitzbübischem Behagen zur Kenntnis genommen wurde. Dann kam das Puppengebäck an die Reihe, von winzigen Förmchen ausgestochen. Die Buben, die sich dabei sehr ungeschickt benahmen, mußten sich auf das Würstchenwargeln für Butter-S beschränken, was sie meisterhaft verstanden.

Mit den Springerle war es eine eigene, fast feierliche Sache, wenn Großmutter mit dem rasselnden Schlüsselbund erschien und die uralten, wohlverwahrten Model hereinbrachte. Tief in dunkles Holz eingegraben, traten bald seltsame, bald lustige Formen heraus, auch längst vergessene Familienwappen. Was es an Gewerbe- und Handeltreibendem gab, war hier verewigt durch jeweilige Attribute, auch ganze Szenen kamen zum Ausdruck, oder besser gesagt, zum Abdruck: So nahm ein Schneider eben Maß an feiner Dame, daneben ein Tisch mit Riesenschere und an der Wand fertige Garderobe. Einer Rokokodame wird vom Friseur und seinen Gehilfen die hochgetürmte Frisur beendet und mit Rosen und Federn geschmückt. Mit grimmigen Blicken steht ein Husar, das krumme Schwert zur Seite. Der Kupferschmied hämmert an schweren Humpfen, Wein- und Erntebauern stellen sich vor, wir erleben die Jagd im finsternen Wald, den Fischfang vom Kahn aus, sehen dem Tanzbären zu, den der Slowakenknabe mit Dudelsack begleitet, lauschen dem Harfenspiel einer vornehmen Dame und lachen über den jungen Burschen, der fensterln geht. Das Dukatenmännlein läßt fleißig Münze auf Münze fallen, es gibt Früchte-, Blumen-, Tiermodel mit längst ausgestorbenen Vertretern ihrer Gattung wie dem Vogel Phönix. Äußerst komisch wirkt ein Paar – Mann und Frau, in jedes Hosenbein einen Fuß setzend mit dem Verschen: Sind das nicht Possen, die Frau will die Hosen?



Innenhof des (im Krieg zerstörten) Ulmer Geschlechterhauses
Ecke Hirschstraße und Wengengasse, neben dem alten Hotel Planken

Natürlich ist auch das Münster vertreten mit halb- und ganzfertigem Turm und der Schneider von Ulm, mit dem ersten Muskelkraftfahrzeug.
Es schneit, Frau Holle schüttelt die Federn und wir drücken die Näschen an die Glasscheiben und schauen hinauf in das Gewimmel von Flocken.

Winternacht, stille Nacht,
Die der Erde den Frieden gebracht:
Himmelsnacht, heilige Nacht,
Wo aller Menschen in Lieb' gedacht:
Das ist die heilige Weihenacht!

Am Vorabend waren wir halbkrank vor Erwartung und lagen mit glühenden Bäckchen und gefalteten Händen in unseren Betten, bis wir sachte ins Land der Träume hinüberglitten. Am Nachmittag des Heiligen Abends gab es Schokolade mit Seelen, uralte, einst kultische Gebäckformen, die Verschen wurden nochmals überhört, und dann hieß es brav und ruhig warten. Die Geschäftigkeit im Hause verstummte immer mehr, die Münsterglocken begannen zu läuten und ein Choral wurde geblasen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Wir standen auf der Galerie, sa-

hen hinauf zu den Bläsern, die auf dem letzten Turmkranze standen, und unsere kleinen Herzen waren von tiefer Andacht erfüllt.

Der Heilige Abend

Wo hätte schöner beschert werden können als auf der großen, mit kunstvollen Steinfliesen bedeckten Diele mit dem mächtigen Kachelofen? Der Boden war mit Teppichen und Fellen belegt, das dunkle Eichengebälk von grünen Girlanden umwunden. Feierlich schauten die Hirsch- und Elchköpfe zwischen Reihen selbsterbeuteter Geweihe auf das fremde Treiben, und unser Donauweibchen lächelte noch geheimnisvoller wie an anderen Tagen. Es stellte neben dem Puppenhaus das wertvollste Stück des Hauses dar, ein einzigartiges Kunstwerk von Jörg Syrlin dem Älteren aus Ulm, dessen Sibyllen im Chorgestühl des Münsters Weltruf erlangt haben. Ursprünglich war die prachtvolle Halbfigur der burgundischen Edeldame nicht als Leuchterweibchen gedacht, das mächtig ausladende Geweih kam erst später hinzu. Immerhin kannte es Großmutter nie anders, denn sie erzählte oft, wie sie als kleines Mädchen daran geschaukelt hat, es hing an schweren eisernen Ketten von der Decke herab. Am meisten interessierte mich das Geheimfach unter dem Brustlatz, das konnte man herausziehen, dann kam ein Schublädchen zum Vorschein mit Zetteln vergilbter Schrift. An diesem Abend machte es jedenfalls seinem Namen als Leuchterweibchen Ehre, denn es war mit vielen dicken Kerzen besteckt und gab mit dem Christbaum zusammen die einzige Lichtquelle. Die Tanne ragte bis zur Decke empor, trug lauter bunte Wachskerzen, die zusammen mit dem Harz einen unvergleichlichen Duft ausströmten, die Zweige waren mit glänzenden Kugeln behangen, mit Vögelchen und Früchten aus geblasenem Glas oder buntem Wachs, dazwischen entdeckten wir Süßigkeiten in allen möglichen Formen aus buntem Zucker und Marzipan und die damals so beliebten Tragantfigürchen. Über dem Ganzen schwebte ein rosig angehauchter Engel aus Wachs mit seidigblonden Ringellocken, jubelnd in die Posaune blasend: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“.

Im Sammetkleide mit Schärpe und Spitzenkragen standen wir neben unserem Dandele, das ein schönes Diamantkreuz umgehängt hatte, Großmutter trug ein Spitzenhäubchen, auf dem Schwarzseidenen ruhte weithin leuchtend der traditionelle Familienschmuck, behangen mit schimmernden Donauperlen, noch sehe ich die Judith-Holofernes-Brosche vor mir, ein Stück edelster Goldschmiedekunst. Um uns scharten sich die

Haustiere, Leo, die Dogge, Schoko, der zierliche Rehpinscher und Peter, der stolze, unnahbare Angorkater. Auf der einen Seite war der Geschenkaufbau für das Gesinde und was dazu gehörte, auf der anderen für die Familie, wie das seit altersher der Brauch war. Ticktack ging die alte Hängeuhr, die schon vielen Geschlechtern die Zeit gekündet hatte und zu den Sehenswürdigkeiten gehörte. Sie war aus Stahl geschnitzt mit dem österreichischen Doppeladler und der Stephanskrone darüber, als Mittelpunkt ein Bild in Ölfarbe, den Propheten Elias zeigend, wie er am Bache Krith von den Raben mit Fleisch und Brot gespeist wurde.

Sieben helle Glockenschläge kündeten den Auftakt zur Feier; Großvater las stehend das Weihnachtsevangelium vor aus der dicken Familienbibel. Onkel Edmund fing auf dem Klavier an: Stille Nacht, heilige Nacht und alles sang im Chor mit. Dann durften wir vortreten und unsere Verschen hersagen. Ein Silberglöckchen ertönte, und die Bescherung nahm ihren Verlauf. Erst standen wir ganz im Banne des herrlichen Baumes, dann knieten wie vor der Krippe nieder, die eine Art Grotte darstellte, im Hintergrund, etwas erhöht, die Stadt Bethlehem, im Vordergrund war der offene Stall. Inmitten von Ochs und Esel, Schafen und Hühnern lag das Christuskindlein in der Krippe, und Maria und Joseph standen daneben. Seitwärts hüteten die Hirten ihre Herden und der Chor der Engel schwebte über ihnen, um die Botschaft zu verkünden. In der Ferne sah man die Weisen aus dem Morgenlande auf Rossen und Kamelen, von Dienern begleitet, daherziehen, und über dem Stall glänzte der strahlende Stern. Jetzt aber war kein Halten mehr: Der Kaufladen, das Schaukelpferd, die Husarenuniform, die Festung, vom Onkel eigenhändig ausgeführt, die Puppenküche mit dem neuen Spiritusherd, die Wiege mit dem Säugling und seiner ganzen Ausstattung, in vielen Stunden vom Dandele gearbeitet, wir konnten uns kaum fassen vor Entzücken und mein kleiner Bruder sagte aus dem Innersten seines Herzens heraus: Es ist wie beim lieben Gott.

In feierlichem Aufzug kam das Gesinde heran, allen voran die alte Lene, von der kraushaarigen Köchin geführt, die in großem Ansehen stand und den Kochlöffel wie ein Szepter schwang, dann die Jungmagd, die so fein singen und mit uns spielen konnte, und Karl, der langjährige Kutscher mit den vornehmen Allüren von einer fürstlichen Stelle her, unerschöpflich in seiner Komik, dann das Bügelrickele mit einer heiseren Trompetenstimme, verursacht durch zwei stattliche Kröpfe, und die Nane, die zum Flickern kam

seit vielen Jahren. Das war der alte Stamm, was sonst noch da war, wechselte häufig und machte uns keinen wesentlichen Eindruck. Verlegen standen sie vor ihren Geschenken, erst allmählich auftauend. So ganz ungefähr mischte sich ein feiner Bratenduft zwischen die Weihnachtsdüfte, weit öffneten sich die Türen zum Speisesaal mit dem spiegelblanken Parkett und der langen Tafel. Auf schneeweißem Linnen, mit Christrosen bestreut, stand festliches Porzellan, das Licht spielte auf funkeln dem Silber, geschliffenem Glas,

und es war dies der einzige Abend, an dem wir mit den Erwachsenen aufbleiben durften bis zum Ende, worauf wir uns schon das ganze Jahr über freuten. Noch einmal versammelten wir uns um den Baum und sangen wie jedesmal das Lieblingslied meines Großvaters, das wunderliebliche von Prätorius: „Es ist ein Ros' entsprungen.“

Verklungen, versunken sind die Geschlechter, geblieben ist der uralte, unaussprechliche Weihnachtszauber.

Wildschwein zum Fest

Eine heitere Weihnachtsgeschichte

Von Rudolf Schlauch

Der hochgelahrte Herr Kammersekretarius seiner hochwürdigen Erlaucht, des Kanzlers des Deutschen Ordens zu Mergentheim, war der wohlbekannte Karl Julius Weber. Zwar hatte der Deutschorden längst seine Aufgabe, die Heiden im fernen und näheren Osten bekehren zu sollen, aufgeben müssen. Aber die löbliche Aufgabe beherrschte er noch, sich des deutschherrlichen Lebens in der schönen Ordensresidenz an der Tauber zu erfreuen. Kurfürst Max Franz, letzter Hochmeister des Ordens, wußte die Tage und Wochen, die er in Mergentheim weilte, recht auszunützen mit Konzerten und Rittermählern, und Sekretarius Weber, wohl im Schreiben erfahren und mit allen juristischen Wassern, die in Erlangen und Göttingen zu finden gewesen waren, gewaschen, freute sich solcher Veranstaltungen und stapelte nebenher die Blätter für die Geschichte des Deutschen Ordens, die er in seiner launigen Art angefangen hatte zu schreiben.

Zum Weihnachtsfest gings besonders hoch her. Hatte im November das Hirschfleisch auf der reichbesetzten Tafel geprunkt, tat dies im Dezember das der Schwarzkittel. Und Sekretarius Weber, Maitre de plaisir und Intendant in einem, war in sein Heimatstädtchen Langenburg geritten, um beim Fürsten Hohenlohe die Wildschweine für die Tafel zu bestellen. Er hatte dies sunderlich gerne getan, denn wenn der schmale, elegante Karl Julius vor dem hofrätlichen Haus am Langenburger Schloßeingang Fensterparade ritt, da schaute des Hofrats Töchterlein

Laura recht verliebt dem Reiter nach. Daß es beim Nachschauen nicht blieb, verstand sich bei Weber von selbst, denn er hatte auf seinen vielen Reisen quer durch die Lande mit französischen Demoiselles wie mit englischen Ladys und Weaner Madeln gescherzt. Warum sollte dann eine fürstlich-hohenlohische Hofratstochter eine Ausnahme machen? Und diesmal hatte es den Spötter tatsächlich gepackt: Wenn Fräulein Lauras Ringellöckchen beim zärtlichen Tête-à-tête unter dem großen Bogen der alten Zehntscheuer beiden das Küssen noch verlockender machten, dachte der vielgereiste Weber daran, es könne wohl an der Zeit sein, am Tau selbiger Löckchen vor Anker zu gehen. Und da der Hofrat, vertraut mit den Korrespondenzen aller fürstlichen Kanzleien, wußte, daß für Weber eine rasche und erfolgreiche Karriere bevorstand, sah er solche Tête-à-têtes nicht ungern. Und gerade am Abend des Tages, da der Herr Sekretarius die Wildschweine bestellte, war er bei Hofrats eingeladen zu einem Frischlingsbraten, den das Töchterlein delikat zuzubereiten verstand. Und Weber machte den Scherz, Laura sei ein lieblicher Küchen-Name, denn zum Braten gehöre das Lorbeerblatt und das bedeute auf lateinisch ja „Laura“. Behaglich schmausend hatte der Gourmet Weber sein zartes Wildschweinstücklein zerlegt und mit goldnem Wein aus dem fürstlichen Keller dem Mädchen Laura zugegetrunken. Nun erzählte er zum Gaudium der Gastgeber, wie bei den Deutschherren ein solches Festessen aussehe. Wobei er betonte, daß dort zwar keine

„so angenehme Frauenzimmer“ anwesend seien, der Hofkoch des Ordens es aber trefflich verstünde, in die Schwarte eines zur Tafel getragenen Schinkens kunstvoll das Ordenswappen einzugravieren. Und zum großen Konzertabend anlässlich des kommenden Festes lud er Demoiselle Laura samt Eltern in die Salla Terrena des Schlosses nach Mergentheim ein. Verliebte Brieflein folgten diesem Vorweihnachtschmaus, den Frühling über dachte Laura nichts anderes, als daß sie bald Frau Hofrätin Weber sei. Aber Gott Amor, der in Marmor gehauen leibhaftig im Schloßpark zu Mergentheim zu sehen ist, schien anders verfügt zu haben. Die Stunde des ehrwürdigen Ordens hatte geschlagen und Weber mußte sich anderweitig im Hofdienst umsehen. Wieder führten ihn weite Reisen von der Heimat weg; lange Jahre vergingen und der marmorne Gott wurde, wie so manches damals in Mergentheim, stark von den Zeitläuften gefährdet. Die Geschichte des Deutschen Ordens aber, auf der Bank der Spötter geschrieben von Webers spitzer Feder, war schon im Druck erschienen.

Und manches andere auch. Damit er nicht zu sehr Anstoß errege, hatte sich Weber hinter dem Namen des düsteren und lustigen Philosophen aus Abdera, des Demokrit geflüchtet und bei seiner Rückkehr nach Hohenlohe war das eine oder andere der bissig-spöttischen Kapitel seines Werkes bekannt. Auf all seinen erlebnisreichen Reisen hatte er aber Laura nicht vergessen. Von der letzten Reiseetappe hatte er einen gefühlvollen Brief an sie geschrieben und sie gefragt, ob man nicht, wie damals, zum Weihnachtsfest in Langenburg wieder Wildschweinbraten essen und goldenen Kocherwein selbender trinken könne. Und siehe, er bekam eine ihn sehr entzückende Antwort: Auf schönes Briefpapier hatte Laura mit kunstvoller Hand ein paar kleine Blümlein gemalt und darunter geschrieben: *Flours d'autrefois*. Beigefügt war die Einladung, am Abend des Festes zum gewünschten Essen zu kommen.

Da niemand von Webers Familie mehr im Städtchen wohnte, hatte dieser sich in der alten „Post“ eingemietet und steuerte am Abend mit einem erlesenen Sortiment Spitzen, das er sich zu diesem Behuf in Brüssel erstanden hatte, dem Hofratshaus zu. Im festlichen Raum brannten die Kerzen, die alteichenen Schränke spiegelten sie wieder im matten Glanz und genau wie damals war die Tafel festlich geschmückt. Mit weißem Häubchen war eine Magd am Auftragen und im grünen Wams des fürstlichen Forstmeisters stellte sich im Zimmer dem Ankömmling ein stattlicher junger Mann vor.

Nach einer kurzen Unterhaltung mit diesem meinte Weber: „Demoiselle Laura wird sicher bald kommen?“ Worauf der Grünrock mit einem kurzen „Ich denke“ erwiderte.

Da trat zur geöffneten Tür eine entzückende junge Frau herein, die Ringellöckchen lachten um die Wette mit dem Mund und zur Rechten und zur Linken führte sie ein Mädchen und einen Buben, ihr zweijähriges Zwillingspärchen und sagte: „Nicht Demoiselle, sondern Madame Laura und hier – damit zeigte sie auf den Forstmeister – darf ich Ihnen meinen lieben Mann vorstellen! Und nun schnell Lina, bring den Frischling auf die Tafel! – Herr Hofrat, leider ist es mir nicht gelungen, unser Wappen in seine Schwarte einzuschneiden!“

Weber war wie vom Donner gerührt. Er mußte sein ganzes *Savoir vivre* aufbieten, um an der Tafel und während des launigen festlichen Mahls nicht bissig zu werden und aus der Rolle zu fallen. Da er aber schon andere Situationen gemeistert hatte, hob er das Glas und trank Laura zu, die noch viel schöner war, als er sich vorgestellt hatte und die ihn, wie er meinte, zum Narren gehalten habe. Auch dem Ehegespons im grünen Rock prostete er als guter Verlierer zu, denn ihm dämmerte, daß er selbst wohl manches falsch gemacht habe.

In seinem Zimmer zur „Post“ angelangt, ließ er sich eine schwere Flasche aus Frankreichs besten Lagen bringen und fügte seinen „Aufzeichnungen eines lachenden Philosophen“ ein weiteres Kapitel an, dessen Zeilen sich schnell füllten und über das er mit großen Lettern die Überschrift geschrieben hatte: „Über das Weib“.

Beim zügigen Schreiben kam ihm Petrarca in den Sinn, der ja auch eine Laura geliebt hatte, das Sonett floß aus seiner Feder: „Io no fu d'amar voi lasciato unquanco – Niemals war ich es müde, dich zu lieben!“ Gegen den dämmernden Morgen aber, nachdem er sich vieles von der Seele geschrieben hatte, war der Schmerz gedämpft und Weber zog auf dem letzten Blatt für sich die Endsumme seiner Erfahrungen, froh, das nun Geschriebene nicht in Praxi exerzieren zu müssen: „Wenn man verliebt ist, küßt man alles, alles, alles! – Welch niedliches Pantöffelchen! Ich möcht es küssen! – Heirate nur, so wirst du's müssen!“ Und er trank den letzten Schluck des Weines dem neuen Tag zum Gruß mit dem Vorsatz, künftig auf den Hautgout des Wildschweins wie auf den Hautgout der Pantöffelchen zu verzichten. – Was ihm als dem klassischen Hagestolz in der Literatur der deutschen Aufklärung nicht schwer fiel.

Ein schwäbischer Hochaltar an der Schwelle der Reformationszeit

Zur Deutung des Mittelschreins im Besigheimer Cyriakusaltar

Von Wolfgang Metzger

Wer das nüchterne Schiff der Besigheimer Kirche durchschreitend unter den Triumphbogen des hohen gotischen Chores tritt, auf den stürzt ein überwältigender Eindruck zu. Im warmen Goldton seines Lindenholzes leuchtet ihm der Cyriakusaltar entgegen, ein wundervoll ebenmäßiger Bau, dessen Gliederungen eine Fülle meisterlichen Schnitzwerks bergen. Langsam lösen sich dann aus dem Gesamtbild die Einzelheiten. Auf dem schmalen Steintisch erhebt sich, über der Predella weit ausladend, der mächtige Altarschrein. Ein prächtiger Rahmen umgibt die Mittelszene: unter ihr, in zwei Stockwerken angeordnet, fünf Halbbüsten in Predella und Unterbau, Figuren aus dem alttestamentlichen Stammesbaum Christi; rechts und links in den beiden Seitennischen die beiden Johannes, große Gewandfiguren des Täufers und des Evangelisten, und auf den Altarflügeln Reliefs aus der Kindheitsgeschichte Jesu, also neutestamentliche Thematik. Oberhalb der irdischen Szenerie dann das unentwirrbare Blatt- und Rankenwerk eines sozusagen himmlischen Waldes, aus dem, wie Vögel aus ihren Nestern, vier Heilige als Glieder der triumphierenden Kirche schauen; und darüber das lichtdurchlässige, zarte Stäbchen- und Rankenwerk des Gesprenzes, wo unter dem Engel an der Spitze die Madonna mit dem Kind in ihrer demütigen Anmut steht, während unter ihr im Mittelbaldachin der Weltenrichter thront, umschwebt von den Engeln mit den Marterwerkzeugen und angebetet von Maria und dem Täufer in den Seitenbaldachinen.

Das alles aber ist nur die Einfassung der Szene aus der Cyriakuslegende, die alles beherrscht. In bewegter Handlung sind hier die drei Hauptfiguren nicht dem Beschauer, sondern sich selber zugewandt: eine kniende Jungfrau, mit ihrem kaiserlichen Vater zu einer Einheit vereint, die Arme nach einer ihr gewährten Hilfe ausstreckend; hinter ihr ein vornehmer Amtsträger, eine Schriftrolle in der Hand, sich leicht nach vorne verneigend; vor ihr aber ein schlanker Jüngling in liturgischem Gewand, ein Buch in der Linken, die

Rechte beschwörend erhoben. Alles in allem: eine meisterliche Komposition (Abb. 1).

Der Altar, der um 1520 entstanden sein muß, wird Christoph von Urach zugeschrieben. Wer auch immer es war – es ist auf alle Fälle die Hand eines großen Künstlers, der dieses Ganze schuf. Nicht bloß prägte er den einzelnen Figuren im Schrein und den Seitennischen den Stempel unverwechselbarer Individualität auf; er ordnete sie auch mit hoher Kunst zusammen. Die verschiedene Standhöhe der beiden Seitenfiguren und der Mittelszene ergibt eine ungemein anmutige Überschneidung der Ebenen; sie bildet den flachen Bogen vor, der sich über die Häupter der Mittelgruppe hinschwingt. – Er beginnt bei dem Täufer und steigt von diesem weiter über Cyriakus zu dem Kaiser im Hintergrund. Nun würde er sich von ihm in gleicher Weise wieder abwärts fortsetzen zu dem Evangelisten Johannes hinüber über das Haupt des Vornehmen hinweg, wenn nicht dieser soeben sich nach vorne gebeugt hätte. Es ist unvergleichlich, wie gerade diese Bewegung die Figur aus der Linie herausfallen läßt und so das dargestellte innere Geschehen unterstreicht. Die ganze Gruppe – die kniende Jungfrau samt dem Kaiser und dem Vornehmen – bekommt so ein dramatisches Gefälle nach der Gestalt des Diakons hin, der sich zurückbeugt wie vor einem Anprall, dem er aber, als Bote einer höheren Inspiration, doch standhält.

Beglückt mag man dazuhin noch die abwechslungsreiche Form der Gewandungen und die Sprache der feingliedrigen Hände bewundern. Man wird aber vor allem in diese Gesichter schauen, die so ganz verschiedene Seelenregungen aussprechen. Dabei weiß man nicht, welchem man den Vorzug geben soll: dem männlichen Gesicht Johannes des Täufers, dem tief-sinnigen Lockenhaupt Johannes des Evangelisten, dem scharfgeschnittenen Profil des Diakons, der weichen Gesichtsbildung der Jungfrau, dem bärtigen Antlitz des gekrönten Herrschers, den aufleuchtenden Zügen des biedereren Beamten. Auch die Nebenfiguren im



1. Mittelgruppe des Cyriakus-Schreins

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Hintergrund sind unentbehrlich für diese Szene: der schattenhafte Begleiter des Diakons, das junge Gesicht neben dem Kaiser und das meisterhaft geformte Charaktergesicht eines sich noch verbergenden „Feindes“. Schon rein ästhetisch wird man sich dem hohen Rang dieses Kunstwerkes nicht entziehen können. Wirklich aufgeschlossen aber wird es erst von der Legende her, die in ihm dargestellt wird. Anders wird man vor allem der optisch so betonten, aber bisher nur als „Kanzler“ oder „Beamter“ des Kaisers gedeuteten Großfigur nicht näherkommen, anders auch den vom Künstler hinzugefügten weiteren Gestalten nicht gerecht werden.

1. Die Legende des Cyriakus

Unter den verschiedenen Fassungen, in welchen die Cyriakuslegende umlief, stand dem Meister des Besigheimer Altars wahrscheinlich die des Jacobus de Voragine vor Augen. Was dessen *Legenda aurea* über den römischen Märtyrer erzählt, ist nach der Art dieser alten erbaulichen Berichte eine Aneinanderreihung von Begebenheiten, deren kausale Verknüpfung zu vollziehen dem Leser überlassen bleibt. Geht man dem historisch-psychologischen Zusammenhang behutsam nach, so schält sich etwa folgendes als für die Besigheimer Darstellung wesentlich heraus:



2. Cyriakus und sein Begleiter

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Cyriakus, ein Glied der römischen Gemeinde zur Zeit Diokletians und seines Mitkaisers Maximian, wird vom Papst Marcellinus (296–304) – die Legende verwechselt ihn mit seinem Nachfolger Marcellus – zum Diakon geweiht. Als Kleriker wird er (wie dies dem 2. Edikt des Kaisers entsprach) verhaftet und vor Gericht gestellt. Man verurteilt ihn zunächst zu Zwangsarbeit: er hat für einen Thermenbau Erde zu graben. Dabei unterstützt er zusammen mit seinem Glaubensbruder Sisinnius den greisen Saturninus beim Schleppen der Last. Beharrlich weigern sich alle, dem Bild des Kaisers zu huldigen und sich so ihre Freiheit zu erkaufen.

Eine Wendung tritt für Cyriakus ein, als ein kaiserlicher Offizier im Gefängnis erscheint, um kraft seines Ausweises Cyriakus vor Diokletian zu holen. (Daß dieser nicht in Rom, sondern in Nikomedien residiert, ignoriert die Legende.) Beim Betreten des Kerkers sieht der Offizier plötzlich ein himmlisches Licht über dem Gefangenen, und eine Stimme spricht: „Kommet

her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist.“ Apronianus – das ist der Name des kaiserlichen Beauftragten – ist tief beeindruckt; diesen Machtlosen und Gebundenen, die einem grausamen Tode entgegensehen, wird von einer göttlichen Macht ein Reich zugesprochen! Er löst dem Cyriakus die Fesseln, überzeugt, es mit einem Gottesboten zu tun zu haben.

Was ist der Anlaß, der Apronianus herführt? Im Palast des Kaisers wartet des Kaisers Tochter Arthemisia mit Sehnsucht auf das Kommen des Cyriakus. Sie leidet unter einem bösen Geist; doch niemand vermag ihr Heilung zu bringen. Nun aber hört sie – wohl durch Christen unter ihrer Dienerschaft – von der Macht Jesu Christi über die bösen Geister, und sie erhofft sich von dorthier Rettung. Da ihr der Name des Cyriakus genannt worden ist, besteht sie mit Hartnäckigkeit bei ihren kaiserlichen Eltern darauf, es solle nach diesem gesandt werden, damit er sie heile. Unaufhörlich schreit, so sagt die Legende, der

böse Geist aus ihr: „Ich fahre nicht aus von ihr, wenn nicht Cyriakus, der Diakon kommt.“ So muß ihr der Kaiser, der doch selbst damals schon mit seinen beiden ersten Edikten (303) in die Verfolgung der Christen eingewilligt hatte, schließlich den Willen tun.

Als Cyriakus, von Apronianus eskortiert, bei Diokletian eintrifft, verkündigt er der Kaiserstochter und allen, die dabei sind, Jesus Christus als den Herrn aller Gewalten. In Jesu Namen gebietet er dem bösen Geist auszufahren. Arthemias wird geheilt, als sie ruft: „Ich sehe den Gott, den Cyriakus predigt“. Das ist die in Besigheim dargestellte Szene. Man muß zu ihrem vollen Verständnis aber auch noch den Fortgang der Erzählung hören.

Cyriakus tauft dann Arthemias; er muß nicht mehr ins Gefängnis zurück, sondern er bekommt von Diokletian ein Haus (in Nikomedien?) angewiesen, wo er unter dem Schutz des Kaisers leben kann. Dagegen verbleiben Sisinnius und Sarturninus in der Haft und werden, als sie weiterhin standhaft bei ihrem Glauben verharren, gemäß dem 3. Edikt des Kaisers (303) gefoltert und zuletzt, gemäß dem 4. Edikt (304), hingerichtet.

Auch Apronianus erleidet nach der Legende dasselbe Schicksal. Nachdem er Zeuge der Heilung Arthemias geworden, schließt er sich den Christen an. Ob er nun denunziert wurde, oder ob er sich des Huldigungsopfers für den Kaiser weigerte – seine Bekehrung kam zutage und er hatte seinen Glauben zu bekennen. Der Präfekt fragt: „Bist du auch ein Christ geworden?“ Und er antwortet: „Ja, weh mir, daß ich zuvor meine Tage im Irrtum verloren habe!“ Da spricht der Präfekt: „Jetzt sollst du deine Tage bestimmt verlieren“ und läßt ihm das Haupt abschlagen.

Doch auch Cyriakus entrinnt dem Martyrium nicht. Zwar erzählt die Legende zunächst in ihrem zweiten Teil (der für den Besigheimer Altar keine Bedeutung mehr hat), wie Cyriakus von Diokletian zum Perserkönig nach Babylon gesandt wird, um dessen Tochter zu heilen. Das klingt wie eine märchenhafte Verdoppelung des geschichtlichen Legendenkerns. Auf gesicherten Boden aber kehrt die Legende zurück, wenn sie des Cyriakus Ende berichtet. Zwei Monate nach seiner Rückkehr stirbt der ihm zu Dank verpflichtete Diokletian, und Galerius, der große Christenhasser wird sein Nachfolger. Damit entfällt der kaiserliche Schutz über Cyriakus. Er wird aufs neue verhaftet. In Ketten gefesselt muß er (in Rom?) mit anderen gefangenen Christen nackt vor dem Wagen des Kaisers gehen. Da er nicht widerruft, wird er grausam gefoltert und dann samt seinen Genossen

enthauptet. So vollendet Cyriakus nach der Legende sein Leben als Blutzeuge Christi; die Kirche aber gedenkt seiner in ihrem Heiligenkalender am 8. August.

2. Die Gestalten der Legende im Besigheimer Altar

Unverkennbar ist die Legende, daraus hat man bisher nicht die nötigen Folgerungen gezogen, nicht bloß Cyriakus- und Arthemialegende, sondern ebenso Apronianuslegende. Darum hat der Meister des Besigheimer Altars drei Hauptfiguren eindrucksvoll in den Vordergrund gerückt. In der Mitte kniet Arthemias, die Empfängerin des Heilungs- und Heilsgeschehens, sich dem Wunder gläubig öffnend (Abb. 3). Hinter ihr an der Rückwand des Schreins steht der Kaiser, primär nicht Majestät, sondern Vater, mit der Tochter zu ergreifender Einheit verbunden. Beide wenden das Angesicht dem Cyriakus zu. Seine hochgewachsene Jünglingsgestalt würde die anderen um Haupteslänge überragen, hätte ihn nicht der Meister eine Stufe tiefer gestellt. Das reichverzierte Diakongewand kennzeichnet ihn ebenso sehr als Beauftragten einer höheren Macht wie die beschwörende Geste der Rechten und das Buch, das er mit seiner Linken gleichsam in den Raum hineinstößt. Es ist, als träte er von außen her in die Szene herein; er ist mit seinem Begleiter auch durch das feine Maßwerk im Hintergrund von den übrigen Figuren abgesetzt (Abb. 2). Auf der anderen Seite des Schreins aber erscheint, wie Arthemias ganz dem Cyriakus zugekehrt, Apronianus, mit dem Geleitbrief in der Hand (Abb. 4). Daß er es ist, dürfte, wenn wir die Legende richtig gedeutet haben, nicht mehr zweifelhaft sein. Man hat freilich in der stark betonten und mit sympathischen Zügen ausgestatteten Gestalt nur eben einen unbekannten Beamten des kaiserlichen Hofes sehen wollen, mußte aber dann die Antwort auf die Frage schuldig bleiben, warum einer solchen Nebenfigur eine so gewichtige Stellung als Pendant zu Cyriakus zugeteilt sei. Dies wird in dem Augenblick begreiflich, wo es sich tatsächlich um einen werdenden Christen handelt, der dem Martyrium entgegenggeht und darum würdig ist, mit dem späteren Märtyrer Cyriakus zusammen in der vorderen Reihe zu erscheinen.

Der Meister hat aber den genannten Hauptfiguren der Legende noch drei Nebenfiguren zugesellt. Die Komposition gibt Winke zu ihrer Deutung. Da sie nur so weit plastisch ausgearbeitet sind, als man sie sehen kann, sind sie außerordentlich dicht in die Szene hereingezogen.

Da ist zunächst der Begleiter des Cyriakus; ein edles Gesicht wie er. Man möchte fast sagen: sein Abbild.



3. Arthemisia

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Ist er nur einfach hergesetzt, um der Regel Jesu Geltung zu verschaffen, daß seine Jünger zu zweien gehen sollen? Das mag sein. Aber nach der Meinung des Künstlers ist er doch wohl zugleich eine konkretere Gestalt. Man hat in ihm den Largus oder den Smaragdus sehen wollen, d. h. einen der beiden Begleiter des Cyriacus auf seiner späteren sagenhaften Meerfahrt nach Babylon; allein, diese beiden gehören nicht dem Zusammenhang dieser Heilungsszene an. Wahrscheinlicher dachte der Meister, für den die ganze Szene in Rom spielte, an des Cyriacus Haft-

genossen Sisinnius, der wieder ins Gefängnis verbracht wurde und früher als sein Freund den Märtyrertod erlitt.

Einen anderen Begleiter hat Apronianus. Hinter seiner kraftvollen Gestalt steht, tief im Schatten des Altarschreins, ein Mann mit entstellten Zügen und verkniffenem Mund (Abb. 5). Auch diese Charakterfigur ist schwerlich ein bloßer Statist, aus Gründen der ästhetischen Proportion hingesezt. Der Meister wollte in ihm wohl den „Feind“ darstellen, der mit Mißfallen hört, was hier gepredigt und gehandelt



4. Apronianus

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

wird. Es könnte der Mann sein, der mit Apronianus zusammen als Gefangenewärter den Cyriakus (und Sisinnius?) herzuführen hatte und ihres Rücktransportes in den Kerker wartete. Vielleicht ist er damit zugleich auch der Mann, der den Apronianus beim Präfekten denunzierte. Jedenfalls spiegelt sich Haß, Neid und Ingrimm auf seinem verzerrten Gesicht. Kein Wunder, daß man ihn früher für den Nachrichter hielt!

Auch der Gruppe Diokletian-Arthemisia ist ein Be-

gleiter beigegeben; zu seiner Bestimmung gibt die Legende selbst keinen Anhaltspunkt. Neben dem greisenhaften Kaiser erscheint hier ein jugendfrisches Antlitz mit offenen, redlichen Zügen. Ist er ein Christ, oder wenigstens dem Christentum sich zu öffnen bereit? Schaut sein Auge, während sein Ohr den Worten des Cyriakus lauscht, verweisend oder besorgt zu dem Denunzianten? In diesem abwehrenden Blick, wie in seiner Abkehr von Diokletian könnte sich etwas von seinem künftigen Kurs ausdrücken. Dürfte man die



5. Begleiter des Apronianus

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Vermutung wagen, daß der Meister hier Konstantin zeigen wollte, Diokletians späteren Nachfolger, der das Christentum zur Reichsreligion erheben sollte? Träfe die hier versuchte Deutung der Gestalten des Hintergrundes einigermaßen zu, so hätte der Künstler jeder der drei Hauptpersonen eine Zukunftsperspektive mitgegeben. Hinter Cyriakus steht, mit merkwürdig ähnlichen Zügen, gleichsam als sein zweites Selbst, sein Schicksalsgenosse, der in Kürze als Zeuge Christi sein Haupt auf den Richtblock legen wird.

Ihnen wird die Zukunft gehören, weil sie gelassen zu sterben wissen als Zeugen der unvergänglichen Welt. Das Gegenstück wäre dann der Feind des Evangeliums, der Begleiter des Apronianus. In seinem Gesicht liegt etwas vom Grimm der Entmächtigten. Er ist Werkzeug einer abgehenden Macht. Sie sucht das Feuer des Glaubens auszulöschen, aber sie wird den Sieg nicht behalten. In der Mitte aber zwischen beiden, bei Arthemias und ihrem Vater, erschien der Vertreter einer neuen Ära, der Mann, der das kon-

stantinische Zeitalter einleiten wird. Er wäre Gleichnis und Symbol der unerwarteten Lösung, aus der das „christliche Abendland“ hervorgehen wird: der künftige Herrscher eines mit der Kirche sich verbündenden Staates.

3. Die dramatische Aussage des Bildwerks

Mit der Identifizierung der Gestalten der Legende tritt der dramatische Charakter des Mittelbildes heraus. Der künstlerische Reiz des Altars beruht nicht zuletzt in dem Gegensatz der Dynamik der Mittelszene zur Statik des Rahmens. Dieser bemüht sich mehr in traditioneller Weise um theologisch bedeutsame Aussagen über das Heil, dessen Zeuge Cyriakus ist; davon reden die Figuren aus der alt- und neutestamentlichen Geschichte, davon die Heiligengestalten aus der „Oberen Schar“, davon der Hinweis auf den Christusweg vom Kind auf Marias Arm übers Kreuz bis zum Weltenrichter auf dem Thron. Das ist herkömmlicher Stil. In der Mittelszene aber wird nicht doziert; hier ereignet sich das Heil. Keine steifen und würdevollen Heiligenfiguren oder Büsten stehen hier auf ihren Podesten, dem Beschauer zugekehrt und zugleich in sich selbst ruhend; hier ist vielmehr alles in ein Geschehen einbezogen.

Das entscheidende Geschehen ist – und gerade dies, was eigentlich kaum abzubilden ist, ist meisterhaft dargestellt – ein Wort, gesprochen von Cyriakus dem Diakon; ein Wort, das den Namen des Herrn nennt, der die Macht hat auch über die bösen Geister; ein Wort, das einem Menschenkind, mehr als das: der Menschheit Heilung und Heil bringt. Daß es Arthemias, die Tochter Diokletians, ist, die in der Mitte des Bildes kniet, ist eigentlich nur mehr eine Zufälligkeit; sie wird – und das ist der hohe Rang dieses Kunstwerks – Vertreterin der ganzen notvollen Menschheit. Schwermut oder irgendein anderer böser Geist hat sie gequält; niemand konnte ihr helfen, auch nicht der Vater mit all seiner kaiserlichen Macht. Aber nun ist sie befreit, erlöst von dem schweren Druck. Sie hat sich für diese ersehnte Stunde festlich angezogen. Nicht nur trägt sie auf dem Haupt die ihr gebührende Krone der Kaiserstochter. Um den Hals hat sie einen duftig gefügten Blumenkranz* gelegt, wie eine Braut, die sich zum Fest richtet. So kniet sie, die zarten Hände der Hilfe entgegenreckend; und sie tut dies nicht vergebens. Sie vermag das Wort, das ihr gesagt wird, gläubig zu fassen. Sie empfängt den Frieden in ihr gequältes Gemüt. Ihr nach oben gewandtes Gesicht strahlt ihn wieder. Erlösung geschah. Ein bekümmertes Menschenkind, eines von uns, atmet auf.

Cyriakus, der Diakon, spricht das lösende Wort, das eine dunkle Vergangenheit im Namen Gottes bannt. Nicht bloß Gewand, Geste und Buch weisen ihn als Amtsträger der Kirche aus; auch der Umstand, daß er einen Begleiter hat, unterstreicht diesen amtlichen Charakter seines Auftretens. Diese beiden kommen nicht in eigener Vollmacht. Nicht an Cyriakus darf sich Arthemias halten. Er scheint sich von ihrer Person eigens zu distanzieren, indem er den Oberkörper zurückbeugt. Was er ihr zu sagen hat, ist ja nicht sein eigenes Wort; seine Linke hält ihr das Buch entgegen, aus dem er das Evangelium liest. Was Jesus dort den dunklen Mächten gebietend zurief, das wiederholt jetzt Cyriakus, und seine Rechte wird in einer gelassenen Bewegung das beschwörende Zeichen des Kreuzes machen, vor dem die Teufel fliehen müssen. Nun widerfährt dem Hause des Christenverfolgers Diokletian Heil durch den Diener des Christengottes; und der greise Herrscher muß es nicht bloß geschehen lassen, sondern läßt es geschehen. Auch er ist ganz dem Cyriakus zugewandt; auch er streckt seine Hände dem Boten Gottes entgegen.

Zu dieser Gruppe gesellt sich nun Apronianus, der vom Präfekten zum Dienst befohlene Offizier. Beim römischen Hof, zu dem er gehört, ist man überzeugt von der Staatsfeindlichkeit der Christen; dort überbietet man sich in greulichen Verdächtigungen und heckt alle die Verordnungen aus, die die Verleugnung des Christengottes, das Opfer vor dem Bilde des Kaisers und die Auslieferung der Bücher und Kultgegenstände verlangen. Apronianus aber löst sich soeben endgültig von dieser offiziell gültigen Meinung über Christus und seine Gemeinde. Er läßt die Schriftrolle in seiner Hand sinken. Kaiserliche Vollmachten stehen nicht mehr hoch im Kurs, wenn das andere Buch, das Cyriakus in der Linken hält, aufgeschlagen wird; jetzt hat ein Größerer das Wort genommen, und Apronianus beugt sich dem Heil entgegen; auf das bärtige Gesicht unter dem kostbaren Helm und Turban tritt der Ausdruck einer redlichen Freude. Auch er wird sich nun taufen lassen, der Folgen ungeachtet; was tut's, wenn der Scharfrichter ihm das irdische Leben nimmt, – er hat das ewige gewonnen.

Es liegt eine freudige Gewißheit über dieser ganzen Szene. In diese Welt mit ihrer Gottesfeindschaft herein ist das Heil eingebrochen. Mit meditativer Kraft gibt der Besigheimer Altar davon Zeugnis. So wirkt er, an der Schwelle der Reformation der Kirche geschaffen, wie eine gläubige Weissagung auf die von den besten Geistern ersehnte Erneuerung der Kirche aus den Kräften des Ursprungs. Das Heil realisiert sich. *Lux lucet in tenebris.*

Josef Dossenberger und Januarius Zick in Elchingen

Von Adolf Herrmann

Über Donauwäldern liegt auf einer Anhöhe der Ostalb Elchingen. Dieses ehemalige Benediktinerkloster und freie Reichsstift nimmt im 17. und 18. Jahrhundert mit religiösem und landesherrlichem Eifer am kirchlichen, politischen und künstlerischen Zeitgeschehen Anteil.

Der erste Abt nach dem Dreißigjährigen Krieg, über dessen Bauleidenschaft sich der Konvent beklagt, ist Anselm Bauser (1657–1685). Er erblickt im Salmansweilerhof in Ulm das Licht der Welt. Seine Mutter ist eine Ehinger, weshalb sich der prachtliebende Sohn zeitlebens als Ulmer Patrizier fühlt. Neben zahlreichen Wirtschafts- und Verwaltungsgebäuden, die er in Elchingen errichten läßt, erhöht er den Vierungsturm der Klosterkirche, gibt ihm eine „welsche“ Haube, versieht das Innere des Gotteshauses mit Gewölben und läßt diese nebst Pfeilern und Gesimsen mit einer gewichtigen schneeweißen Stukkatur überziehen.

Meinrad Hummel (1685–1706), Sohn eines Marchtaler Klosterbeamten, ein Vermessungskünstler aus Passion, praktizierender und schriftstelternder Liebhaber der Architektur und sein Nachfolger Cölestin Riederer (1706–1740) aus Augsburg verleihen als regierende Reichsprälaten ihrer Residenz ein fürstliches Aussehen, das sich wie der barocke Brokatmantel eines mittelalterlichen Gnadenbildes um die bis dahin so schlichte Klausur zu legen beginnt.

Das Innere der Basilika wird von Amandus Schindele (1740–1763) abermals – nunmehr im „Muschelgeschmack“ des Rokokos – umgestaltet. Mit Unterstützung der blühenden Siebenschmerzenbruderschaft läßt er die seitlichen Kapellen der hl. Gertrud und der hl. Walburg anbauen. Achtzig Jahre fast ununterbrochener Bautätigkeit zwingen Gregor Pfeiffer (1763–1766) aus Deggingen zu entschiedener Einschränkung der Haushaltsführung.

Robert Kolb (1766–1793), ebenfalls Degginger und Neffe Gregors, erspart bis zum Jahresende seines Regierungsantritts 1000 Gulden, was unter den Klosterbrüdern beträchtliches Aufsehen erregt. Durch vernünftige und tatkräftige Verwaltung gelingt ihm die Ordnung der Finanzen, ja die Begründung eines bescheidenen Wohlstandes.

Da trifft am 10. Mai 1773 bei einem Frühlingsgewitter ein verheerender Blitzschlag den „in ganz Schwaben berühmten Turm“ der Kirche. Als bald schlägt das Feuer aus allen Fenstern heraus. Die Glocken zerschmelzen, und ihr Metall fließt herunter wie Wasser. 1746 hat man das Quadergewölbe Abt Anselms über dem Chor heruntergeschlagen, um ein leichteres aus Holz und Gips für eine schöne Kuppel an seine Stelle zu setzen. Das massivere Gewölbe würde dem Brand und dem herabstürzenden Glockenstuhl standgehalten haben. Die Feuersbrunst wäre auf den Turm beschränkt geblieben. So fällt ihr der Chor und das Querschiff zum Opfer, und man hatte Mühe, den östlichen Klausurtrakt vor dem Übergreifen des Feuers zu retten.

Nach dieser Katastrophe wird Elchingen von den benachbarten Klöstern mit beträchtlichen Geldmitteln unterstützt. Zunächst schließt man das Langhaus nach Osten durch eine Bretterwand ab und errichtet davor einen Interimsaltar für die Horen. Neue Glocken werden im Konventsgarten gegossen und in einem Holzturm neben der Kirche aufgehängt.

Der Konvent trägt sich inzwischen mit der Absicht, die ganze Kirche abzubringen und an einem neuen Ort gegen Mitternacht wieder aufzubauen. Offenbar wird schon zu diesem Zeitpunkt der Wettenhauser Stiftsbaumeister Josef Dossenberger um ein Gutachten gebeten. Ein hierfür angefertigter Riß ergibt „wegen der Communication theils mit der Kirche, theils mit dem Gastbau und andern Nothwendigkeiten die größte Incommodität“. So entscheidet man sich auf einem neuen Kapitel, „die alte Kirche auf ihrem Platz stehen zu lassen und selbe nur wiederum herzustellen“.

Wir können uns heute des Eindrucks nicht erwehren, daß sich in solchen Nützlichkeitsabwägungen – wie bei der Einstellung des Ulmer Münsterbaues im 16. Jahrhundert – eine nach jahrzehntelangen Anstrengungen begreifliche Baumüdigkeit, aber auch eine Wandlung der Frömmigkeit ankündigt. Bauen als eine Hochform des Gottesdienstes und notwendiges Attribut der Heiligung unseres Erdendaseins verliert an Anhängerschaft.

Dem ausgreifenden Pathos barocker Klosterpläne ste-

hen Abt Robert Kolb und sein Konvent ablehnend gegenüber. Ihr Aufbauwerk bleibt im mittelalterlichen asymmetrischen Verband mit der Klausur. Es scheint so, als würden sich unter dem Gesichtspunkt der Ökonomie eine bereits in der Zeit liegende Gemessenheit und pietätvolles Festhalten an der geschichtlich gewordenen Altertümlichkeit der Stiftsanlage begegnen. Zwei oder drei Jahrzehnte früher hätte unter Abt Amandus Schindele wahrscheinlich ein kleineres Unglück genügt, das bisherige Kloster einer Neuplanung großen Stils zu opfern.

Auch dem Wunsch, die Weit- und Vieleräumigkeit des abgebrannten Querschiffes und Chores nicht nur nicht zu übertreffen, sondern sogar noch einzuschränken, haftet etwas Spätzeitliches an. Trotzdem sind Beibehaltung und Einbeziehung des staufischen Langhauses in den Wiederaufbau und die Mitverwendung romanischer Mauern im Chor nicht ohne weiteres selbstverständlich. Weder in Wiblingen noch in Rot a. d. Rot ist man damals schon gewillt, sich im Baueifer durch bestehende Gebäude einschränken zu lassen oder historische Rücksichten zu üben.

Zwei geplante Türme kommen schließlich in Wegfall. Da man im Friedhof einen hölzernen Glockenturm aufgestellt hat, ist der heutige Turm über dem Chordach wohl kaum als ein weiteres Provisorium anzusprechen, sondern als Nachlassen der rhythmischen Energie des barocken Baukörpers zu deuten. Gotik und Barock lieben Türme, Renaissance und Klassizismus vermeiden sie und pflegen vor ihrer Zeit begonnene Turmbauten einzustellen. In der Klostergeschichte hat nun schon zum drittenmal ein Blitz in den Vierungsturm eingeschlagen, die Kirche durch Brand verwüstet und die Klausur gefährdet. Mag das auch im Mittelalter kein Hinderungsgrund für den jeweiligen Wiederaufbau des „berühmten“ Turmes gewesen sein, so neigt man im Zeitalter der Aufklärung sicher leichter dazu, daraus vernünftige Konsequenzen zu ziehen und sich – bei der exponierten Höhenlage der Kirche – mit einem zierlichen Dachreiter zu begnügen.

Im Sommer 1773 beginnt Josef Dossenberger mit den Bauarbeiten im Chor. Er ist übrigens in zweiter Ehe mit der Elchingerin Magdalene Krämer verheiratet. Auf das Kirchweihfest 1774 kann Pater Benedikt Baader, der verdienstvolle Chronist des Klosters, seine erste Messe auf dem neuen Hochaltar lesen. Im gleichen Jahr malt Josef Wannenmacher, ein Elchinger Landeskinder aus Tomerdingen, das hl. Meßopfer an die Decke der wiedererstandenen Sakristei. Dann aber tritt eine Baustockung ein, deren Ursache wir nicht kennen.

Als endlich 1782 das Langhaus auf den neuen Chor abgestimmt werden soll, ist der mittlerweile in Gmünd tätig gewesene Wannenmacher gestorben. Auch Franz Martin Kuen aus Weißenhorn weilt nicht mehr unter den Lebenden. Was liegt daher näher, als sich an Januarius Zick in Wiblingen zu wenden und ihn zu bitten, in Elchingen in die Fußstapfen seines Vaters zu treten. Gleich nach Wiederaufnahme der Bauarbeiten am Langhaus stürzt das Gerüst ein, „welches ein antsetzlich Klapf verursachte . . . der Baumaister (Dossenberger) hat nit wenig Ursach an disem Sturz“. Möglicherweise beschleunigt dieses Mißgeschick die Berufung Zicks.

Die aus dem Kemptischen stammende Malerfamilie Zick besitzt seit der Jahrhundertmitte in Oberschwaben und weit darüber hinaus einen wohlbegründeten Ruf. Johannes Zick, der Vater des Januarius, hat in den vierziger Jahren die Decken der Schussenrieder Klosterkirche und der Biberacher Stadtpfarrkirche ausgemalt und kurz vor seiner Berufung nach Würzburg durch Balthasar Neumann auch in Elchingen selbst gearbeitet, wo das von Abt Amandus erneuerte Kirchengewölbe „mit Gipsarbeit und Mahlereyen auszuzieren“ war.

Nach dem Tode Johann Michael Fischers soll Johann Georg Specht in Wiblingen den Rohbau der noch von Fischer geplanten Klosterkirche aufführen. 1778 löst der aus Koblenz kommende Januarius Zick diesen in der Bauleitung ab. Abt Robert Kolb ruft den neuen „Bau- und Verzierungsdirektor“ nach Elchingen.

Während Josef Dossenberger eine anziehende Natur ist, welche ohne Schulbildung alles Können und Sein sich selbst verdankt, war Januarius Zick in Paris und Rom gebildet. Er verfügt über das damals nicht seltene unerschrockene Selbstbewußtsein des Bürgers und Künstlers, der sich als Gleichberechtigter an den Tisch von Fürsten setzt. Dennoch wird es in Elchingen unter der klugen Diplomatie Abt Robert Kolbs zwischen dem über Mittelschwaben nicht hinausgekommenen Wettenhauser Stiftsbaumeister und der temperamentvollen Weltgewandtheit des kurtrierischen Hofmalers zu fruchtbarer Zusammenarbeit kommen.

Dossenbergers 1782 vollendete Fassade entspricht dem dahinterliegenden Langhaus. Ihre Mitte wölbt sich nicht mehr vor wie in Ochsenhausen oder Wiblingen. Die Gesimse verlaufen ohne Schwingung, die Eckvoluten lassen die Mäander des Klassizismus bereits ahnen. Der Giebelumriß gleicht einer dekorativen Girlande, welche die Fassadenmitte nicht mehr in Mitleidenschaft zieht. Das Portal vermeidet Evolution und Pathos. Eine vornehme Nüchternheit und



1. Januarius Zick, Markgraf Konrad v. Meißen (Ausschnitt)

Aufnahme A. Lutz

feine Stille bemächtigen sich der Architektur. Manches mutet auch wieder seltsam frühbarock an. Treten wir durch das Hauptportal ein, so überrascht uns die leuchtend reine Farbenfrische der Deckenausmalung Zicks, welche sich mit der weißgoldenen Stukkatur Dossenbergers zu einer graziösen Klassik vereinigt. Energische Hauptgesimse ziehen nach der Tiefe des Raumes. Stufen führen zum Oratorium empor, dem einzigen Teilraum der Kirche, welcher im herkömmlichen Sinn noch über barocke Schwellkraft und Elastizität verfügt; denn Nord- und Südwand wölben sich nach außen. Die Dreifenstergruppen, die hier die mit-schwingenden Architrave unterbrechen, überhöhen die emporgezogenen Mitten der Orgelgehäuse. Sie stellen eine Vorliebe unseres Meisters dar und machen seine persönliche Berührung mit Dominikus Zimmermann wahrscheinlich. Dossenberger wandelt dessen geniale Fensterkompositionen im Sinne des Zopfstiles ab und vereinfacht sie noch ein letztes Mal acht Jahre später im Langhaus.

Das Gewölbe des Mönchschores nimmt steilen An-

lauf, ohne in eine Vollkuppel einzumünden. Über tiefer Hohlkehle schließt ein nahezu kreisrunder Spiegel. Vier Paare von Puttenköpfen und acht Rocaillekartuschen tragen die illusionistische Architektur-bewegung über den Fenstern hinein in die Himmelfahrt Mariens. Die auf die Gottesmutter hinweisende und von ihr ausgehende Radianz heben diese „Vierung“ als kühnsten und vollkommensten Raum aus der Vielzahl der übrigen Kuppelräume hervor.

Die vorgerückte Zeit und vielleicht auch die Anwesenheit Zicks führen im Langhaus zum Verzicht auf die sprühende und verehrende Sprache des Presbyteriums. Gewiß setzen die strenge Reihung der Rundbogenpfeiler und die starren Hochwände des romanischen Baukörpers einer lebhafteren Rhythmisierung Widerstand entgegen. Aber sie scheinen nunmehr geradezu willkommen, fördern sie doch im Hinblick auf eine festliche Monumentalität die Verlangsamung des Architekturgeschehens.

Der 1785 verstorbene Baumeister „hat die letzten Jahr unsre Kirch nach allen Teilen ausgezeichnet zu



2. Januarius Zick, Heimsuchung (Ausschnitt)
Aufnahme A. Lutz

bauen und zu zieren angeordnet“, also die Durchbildung auch des Langhauses, Altäre, Chorgestühl und Orgelprospekte, Kanzel und Beichtstühle selbst entworfen, „zwey einzige Altär, nemlich Muttergottes Altar (Gnadenbildaltar) und St. Benedict ausgenommen, davon ihn der Tod verhindert“. Das Chorgestühl und die beiden westlichen Beichtstühle mischen in pikanter Weise noch bewegte mit bereits erstarrten Barockformen.

Ohne dem uralten Baukörper Gewalt anzutun, be-

zieht Dossenberger die Langhausarkaden in eine neue Klassik mit ein, in eine die Raumgrenzen wieder festigende Auffassung von Last und Stütze, Rahmen und Füllung. Dabei hilft ihm die geläuterte Natur eines antiken Dekors von Urnen, Tüchern und Girlanden, Bandschleifen, Büsten und Medaillons, Akanthusblättern und Rosetten, welche den Charakter des Hinzugefügten und – bei aller Reflexion – ländlich Naiven nie verleugnen.

Mit Sicherheit hat Zick auf die Ausgestaltung der



3. Januarius Zick, Darstellung im Tempel (Ausschnitt)
Aufnahme A. Lutz

Sakristei keinen Einfluß genommen, da sie schon vor seinem Auftreten in Wiblingen und Elchingen fertig ist. Um so interessanter die Feststellung, daß sich bereits hier in der klaren Trennung von Wand, Hohlkehle und Flachdecke oder der Schrankgliederung der Dekorationsstil des Langhauses anbahnt. Der ovale Spiegel des Deckengemäldes ruht schon in der Tiefe eines reich verzierten Hohlrahmens.

Im Gegensatz zur Deckenausmalung des Vaters Zick in Schussenried und Biberach oder jener des Franz

Martin Kuen in Krumbach, Roggenburg und Erbach mit ihren im Langhaus durchgehenden Fresken wählt man in Elchingen das Neresheimer und Wiblinger Vorbild der Kuppelfolge. Dort allerdings in beiden Fällen vom Grundriß her angeregt. Eine als Relief vorgelegte und sich anschmiegende Feinarchitektur unterstreicht das Verwandte und unterdrückt das Unerwünschte der staufischen Basilika. Ihre Angleichung an den Chor und die Verwandlung der Langhaus-schiffe in Kuppelgalerien des „neu-antiken“ Ge-



4. Januarius Zick, Verkündigung (Ausschnitt)
Aufnahme A. Lutz

schmacks geschieht mit einer solchen Geschicklichkeit, daß wir sie fast für eine originale Raumschöpfung des Spätbarocks halten möchten.

Das Schreiten oder Verweilen unter dem Farbenglück dieser Goldplafonds verlangt nach dem gleichzeitigen Predigtwort eines Elchinger Benediktiners „eine Religion, die einen so in die Augen fallenden Charakter der Größe und Wahrheit an sich hat“. Wir sehen hier eine Menschenwürde am Werk, die mit beiden Füßen fest auf dieser Erde steht und eine Frömmigkeit,

welche im Hinblicken auf das Göttliche einer männlich ruhigen Zuversicht gewiß ist.

An die Unterseite der Eingangsempore malt Januarius Zick wie in Wiblingen die Stiftung des Klosters: Markgraf Konrad von Meißen und seine Gemahlin Luitgarde von Hohenstaufen überreichen dem ersten Abt von Elchingen, Andreas von Aichhaim, Bauplan und Stiftungsurkunde (Abb. 1). Das Chronogramm eines Briefes DICabant Die XV aVgVstl nennt als Gründungstag den 15. August 1128. Klug unter-



5. Januarius Zick, Himmelfahrt Mariä (Ausschnitt)
Aufnahme A. Lutz

scheidet der Maler die Repräsentanten des weltlichen und geistlichen Standes, und indem er die Charakterisierung der Hauptfiguren in ihrer Begleitung vorbereitet, läßt er die rüstige Warmherzigkeit des Markgrafen und die rosig lichte Erscheinung der jugendlichen Fürstin der ehrerbietigen Zurückhaltung und dem feierlichen Schwarz der Benediktiner gegenübertreten.

Für die Begegnung in der Heimsuchung wählt Zick das Motiv der Brücke. Vom ersten Gewölbe des

Mittelschiffes leuchtet in abendlichem Frieden der Himmel herab. Weiße Tauben flattern über dem Dachtrauf, und als anmutige Schäferin mit breitem Bänderhut und hochgeschürztem Gewand kehrt Maria bei ihrer Base Elisabeth ein (Abb. 2).

Die Mitte des Hauptschiffes überhöht die Illusion einer Kuppel mit Laterne. Durchblicke in zwei Seitenkapellen erweitern diesen zentralen Ovalraum nach Norden und Süden. Die Aufforderung des Propheten Jeremias über dem Kirchenportal „Tretet ein durch



6. Januarius Zick, hl. Benedikt tröstet einen Sterbenden (Ausschnitt)
Aufnahme A. Lutz

diese Tore, den Herrn anzubeten“ findet hier ihre sinnreiche Fortsetzung in der Schilderung des Lukasevangeliums: Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem mit Namen Simeon. Und derselbe war fromm und gottesfürchtig und kam aus Anregen des Heiligen Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesus in den Tempel brachten, daß sie für es täten, wie man pfleget nach dem Gesetz, da nahm er es auf seine Arme, lobte Gott und sprach: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du ge-

sagt hast; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen“. Evangelisten über dem Hauptgesims assistieren dieser Offenbarung gläubigen Gottvertrauens und menschlicher Dankbarkeit.

Mit der Signatur JANUARIUS ZICK CONF. INV. ET PINX. 1782 bekennt sich der Künstler zu diesem Höhepunkt seiner Langhausdekoration. Auch hier wird ohne nervöse Gestikulation erzählt. Maria, wie immer bei Zick ein jugendlich blühendes Weib, blickt glücklich auf ihr Kind. Bei aller Natürlichkeit des



7. Januarius Zick, hl. Benedikt tröstet einen Sterbenden (Ausschnitt)

Aufnahme A. Lutz

Betragens kulminieren die Hauptfiguren in der aufgerichteten Gestalt Simeons. Das nimbenartige Hinterfangen seines Hauptes durch die Tafeln der Zehn Gebote, der Stufenbau und die alles überwölbende Kuppel bringen einen feierlichen, ja großen Zug in die Komposition (Abb. 3).

Ein übermütig elegantes Spiel mit Diagonalen und Kurvaturen treibt der Maler in der Verkündigung (Abb. 4). Und trotzdem ballt er die Szene wieder zu einer Mitte zusammen, welche dem kreisrunden Gewölbespiegel und der unsichtbaren Kuppel des Bildraumes entspricht. Der Erzengel in goldgelbem Gewand mit weißen Flügeln nimmt das Gold und Weiß der Stukkatur wieder auf.

Die Himmelfahrt Mariens im Oratorium, das große Gegenstück zur Darstellung im Tempel, übertrifft an barocker Dynamik alle übrigen Deckenbilder (Abb. 5). Der hoch erhobene, triumphierende und segnende Arm Gottes, welcher die emporfliegende Maria emp-

fängt, schwebt zugleich verheißungsvoll über dem Gebet, Gesang und Orgelspiel der hier versammelten Mönche. Zick durchbricht den Panzer der Konvention. Lebenswärme ist in allen Stufen der Bestürzung und des Zweifels der zurückbleibenden Jünger, jubelnde Wiedersehensfreude im Antlitz der Mutter beim Anblick des göttlichen Sohnes. Wie Monde umkreisen die Kartuschen des Goldrahmens diese „Sonne“ und tragen Zitate aus dem Hohenlied Salomos und der Offenbarung Johannis zu den Weissagungen der Gewölbezwickel.

Auf der Geburt Mariens (1783) über dem Hochaltar tritt die beigefarbene Bühne mit dem Himmelbett – echt klassizistisch – hinter der plastischen Schönfarbigkeit der Menschen zurück. Nachbarinnen und Gvatterinnen eilen herbei, um das Neugeborene zu bewundern und Mutter Anna zu beschenken oder in ihren ersten Pflichten zu unterstützen. Vater Joachim richtet den Blick nach oben zur Taube des Hl. Gei-

stes, welche geheimnisvoll über dem so lange kinderlos gebliebenen Ehepaar schwebt. Grisailen der vier Erdteile fassen diese Sternenstunde der Menschheit in ihre Mitte. Sie und die Apostel in den Gewölbezwickeln des Mittelschiffes greifen hinaus in den Kirchenraum und nehmen teil an der allgemeinen Andacht und Verehrung.

Diese umfassende Liturgie schließt 1785 Zicks Gemälde für den Hochaltar, dessen vorzüglicher Entwurf zu den Kostbarkeiten des Ulmer Museums gehört. Wie in Zwiefalten, so bildet auch in Elchingen eine apokalyptische Vision das Thema: „Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel, ein Weib mit der Sonne bekleidet und der Mond zu ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen“. Es ist die Unbefleckte, die Mutter der Kirche. Im Angesicht Gott Vaters huldigen kniende Engel und reichen ihr als einer Königin auf einem Samtkissen Lilie, Zepter und Krone. Das selige Atmen dieser schönen und gelassenen Frau löst sich gleich einer jungen und beglückenden Melodie aus tiefem warmem Braungold: eine sanft erglühende Elegie auf die sprühende hochbarocke Farbigkeit eines Rubens.

Weitere Zyklen in den Abseiten begleiten die Freuden der Gottesmutter im Mittelschiff und Chor. Im Nordgang, welcher auf den Wallfahreraltar der schmerzhaften Maria zuführt, verleiht diese aus den Wolken herab das schwarze Skapulier an die sieben Brüder von Florenz, die Gründer des Servitenordens, welchem 1688 die Elchinger Bruderschaft inkorporiert worden war. Aus den sieben Schmerzen der Jungfrau hat man Kreuzigung, Beweinung und Grablegung gewählt.

Im südlichen Seitenschiff des Ordensbegründers erblicken wir in den Gewölben den hl. Benedikt am Lager eines Sterbenden (Abb. 6 und 7), Mönche beim Bau von Monte Cassino, den Heiligen im Gespräch mit seiner Schwester Scholastika und seinen Tod.

Januarius Zick malt auch die Altarblätter in die Seitenkapellen der heiligen Benediktinerinnen. Während die hl. Gertrud vor einem Altar niederkniet, tritt die hl. Walburg gleich Raffaels Sixtinischer Madonna auf einer Wolke vor den Himmel und verweilt in schwebender Stille. Aus dem leuchtenden Duft der Glorie tauchen liebliche Engelsköpfchen hervor. Gütig

neigt sich das Haupt der Heiligen uns zu, ihre dunklen Augen füllt ein schwärmerischer Glanz. Sie trägt auf rotem Buch zwei Kugelgläschen jenes Öles aus ihrem Eichstätter Sarg, welches den schwerkranken Abt Cölestin Riederer wieder genesen ließ und zur Stiftung dieses Altares veranlaßt hat.

Der ungeheure Raumsog und das stürmische Pathos religiöser Entrückung in der Deckenmalerei um die Mitte des 18. Jahrhunderts erreichen uns hier in Elchingen nur noch wie aus weiter Ferne. Das Eingreifen Zicks gleicht einem Erwachen aus der Traumwelt triumphierender Wunder und angstvoller Martyrien. Eine natürliche durch Anmut geadelte Welt schiebt sich mit sanfter Gewalt in den Vordergrund. Ihre Würde ist Klassik inmitten spätesten Barocks und wölbt sich in vollendeten Kuppeln über unseren Häuptern. Januarius Zick und viele seiner Zeitgenossen sehen die religiösen Erzählungen im Frühlicht eines goldenen Zeitalters. Der Zauber unvergänglicher Jugend ruht auf dieser biblischen Menschheit, die „unbekannt mit sich selbst, aus innerem starkem Antrieb tätig war“ (Goethe).

Im Jahre 1799 schenkt Abt Robert Kolb dem „großen k. k. Minister Graf v. Lehrbach . . . der besonders beim Rastatter Kongreß wider die Säkularisation sich meisterlich verfochten“ aus Dankbarkeit einen kostbaren Hühnerhund und ein von Zick gemaltes Kruzifix.

Die Klosterkirche, die Napoleon beim Betreten nach der Schlacht von Elchingen (1805) einen „salon du bon Dieu“ nennt, wird von seinen Truppen als Pferdestall mißbraucht. Darunter haben besonders die Deckengemälde im Benediktusgang zu leiden. Da meldet sich lange nach der Säkularisation ein frommer Wallfahrer mit Namen Boog aus Ehingen a. d. Donau und klagt über den verwüsteten Zustand. Er sei Lehrjunge bei Januarius Zick gewesen und habe vom Beginn bis zur Vollendung dieser Fresken mitgeholfen. Sein Anerbieten, ihre ursprüngliche Reinheit und Schönheit wieder herzustellen, wird angenommen. Im September 1820 beendet er die Restaurierung. Damit schließen die Nachrichten über die Tätigkeit des kurtrierischen Hofmalers Januarius Zick für das ehemalige Benediktinerkloster und Reichsstift Elchingen.

Martin und Nikolaus und ihre Begleiter in Südwestdeutschland

Eine volkskundliche Betrachtung von Wilhelm Kutter

Vor dem ersten Weltkrieg kam in Ulm zu uns Buben am Vorabend des Nikolaustages der „Pelzmärte“. Wir dachten uns dabei nichts, wir hielten den Pelzmärte, den meist der Onkel Wilhelm gemacht hatte, für den Nikolaus. Daß der Nikolaus im Pelz eigentlich „Pelzklaus“, „Pelzklos“ oder „Pelznickel“ hätte heißen müssen und nicht „Pelzmärte“ – Pelzmartin – fiel uns als Kinder nicht auf. Ebenso wenig, daß der Pelzmärte eigentlich am Vorabend des Martinstages hätte erscheinen sollen. Ob damals in Ulm der Pelzmärte nur zu uns kam, weil unsere Großmutter, die fest am Überkommenen hielt, aus der Neresheimer Gegend stammte, und zu anderen Familien der Nikolaus, weiß ich nicht mehr.

Es stellen sich also dem, der die brauchtmühtlichen Erscheinungen im Winterbogen des Jahrlaufs aufmerksam beobachtet, heute zwei Hauptfiguren vor, die an zwei verschiedenen Tagen des abnehmenden Jahres – am Martinstag (11. November) und am Nikolaustag (6. Dezember) oder an den beiden Vorabenden – die Kinder prüfen, strafen und beschenken, nämlich Martin und Nikolaus. Gestalten, die die beiden Heiligen bei ihren Kinderbescherumzügen in manchen Orten noch begleiten, lassen vermuten, daß vorchristliche Mittwinterfiguren, die den Kindern Wachstum, Segen und Gaben spendeten und sie vor Unheil bewahrten, im frühen und hohen Mittelalter durch Heilige abgelöst wurden. Durch umfangreiche Forschungen von Heinrich Winter, Heppenheim, erfahren wir, daß diese vorchristlichen Mittwinterfiguren, die er noch vor 30 Jahren im Odenwald, im Spessart und in der Rhön beobachtete und die zum Teil schon seit Jahrhunderten mit den christlichen Heilengestalten verschmolzen oder zu ihren Begleitern geworden sind, als alte und zerlumpte Männer erschienen, daß sich ein Mann in ein Pelzkleid hüllte oder unter einer Decke verbarg. Eine wesentliche Verhüllung dieser Mittwinterfiguren war das Strohgewand, das ja als Vermummung im Sommer-Winterkampf noch vielfältig an Fasnacht vom „hoorigen Bär“ in Singen, an Lätare, Ostermontag und Himmelfahrt vom „Hisgier“ im Markgräflerland, vom „Winterbutz“ in einem Teil der Pfalz und am Pfingstmontag vom „Latzmann“ in einigen Orten des Landkreises Ehingen an der Donau getragen wird. Aber auch als Frauen traten diese alten mittwinterlichen Gestalten auf. Besonders häufig erschien die „Hullefrau“, – der Name kommt von Frau Holle oder Frau Perchta – aus der dann mancherorts bei dem in unseren Kulturkreis übernommenen Brauch das Christkind wurde, das zunächst wohl den Pelzmärte begleitete; später aber, bei verstärkter christlicher Ausdeutung des alten Brauchs wurde das Christkind die Zentralfigur und die Pelzgestalt

sein Begleiter. Auch ein Percht, ein Knecht der Frau Perchta, drängte sich in diese Reihe: der Ruprecht. Ruprecht heißt rauher Percht, im Gegensatz zu dem schönen Percht, den es noch in den Alpenländern gibt. In einigen fränkischen Landesteilen von Baden-Württemberg findet sich heute noch vereinzelt das Christkind als Gestalt des Pelzmärteumganges und in schwäbischen und alemannischen Sprachlandschaften begleiten den heiligen Bischof Nikolaus da und dort noch Rutenbringer, Gabenspenden und zwei- oder vierbeinige Tiergestalten. Vielleicht waren diese merkwürdigen Gestalten – ganz gleich ob Mann, ob Frau, ob Tier – einmal die zentralen Erscheinungen der vorchristlichen Mittwinterumgänge, die in den Wochen des unheimlichen jahreszeitlichen Umbruchs schlechtweg das Böse abwehren und das Gute bestärken sollten. Wir wissen es nicht und werden es nie ergründen können. Wir können nur aus verkümmerten Restformen der Bräuche, die uns erhalten blieben, ihren möglichen Ursprung und Sinn vermuten. Als ziemlich sicher dürfen wir aber annehmen, daß mit der Verbreitung und Vertiefung des Christentums die alten Mittwinterbräuche mit neuem Sinn erfüllt und ihre alten Hauptfiguren zu Nebenerscheinungen gemacht wurden. Neue Hauptfiguren der zu vorweihnachtlichen Geschenkebringern gewordenen alten Mittwinterumgänge wurden die Heiligen Martin und Nikolaus.

Über diese beiden heiligen, vorweihnachtlichen Geschenkebringer hat Helmut Dölker, Stuttgart, im „Württembergischen Jahrbuch für Volkskunde 1957/58“ geschrieben. Seine Untersuchungen beschränken sich auf Grund des ihm vorliegenden Materials auf Württemberg. Durch meine eigenen Beobachtungen in Baden läßt sich der Betrachtungskreis auf das ganze südwestdeutsche Bundesland ausdehnen. Dölker zeigt zunächst, die Gebilde mitbetrachtend, die Gebiete, in denen der heilige Martin und in denen der heilige Nikolaus auftritt. Im großen und ganzen gilt, daß Martin nur in den ostschwäbischen und fränkischen, Nikolaus dagegen in den süd- und westschwäbischen und in den alemannischen Landesteilen anzutreffen ist. Dabei ergibt sich im Osten des Landes – etwa im Gebiet der Städte Heidenheim, Neresheim, Aalen und Ellwangen – ein Überschneidungsgebiet, in dem Namen und Erscheinungszeiten der beiden Heiligen sich merkwürdig und mannigfaltig durchdringen. Selbstverständlich gibt es auch Ausnahmen. In den fränkischen Gebieten um Calw und Neckarsulm erscheint Nikolaus. Oder im schwäbisch-alemannischen Sigmaringen findet ein Martinsumzug statt, und in Markdorf bei Meersburg lassen die Martinisinger ihr deutsches und ihr lateinisches Martinslied erschallen. Neue, von der

Kirche wiederbelebte Martinsaufzüge liegen außerhalb des dieser Betrachtung gesteckten Rahmens.

Aus dem zum Begriff für die vermummte Mittwintergestalt gewordenen Namen „Pelzmärte“, den in den Überschneidungsgebieten auch der Nikolaus am 5. und 6. Dezember führt, darf wohl gefolgert werden, daß von beiden Heiligengestalten, denen im Volksbrauch das vorweihnachtliche Geschenkebringen obliegt, Martin die ältere Verehrung genießt. Dölker weist auf die vielen Martinskirchen, auf die Patrozinienforschung und auf die religiöse Reformbewegung hin, die von Cluny ausgehend ihren wesentlichen deutschen Stützpunkt in Hirsau fand. Über Hirsau kam im 12. und 13. Jahrhundert Nikolaus als – ich möchte sagen – neuer „Modeheiliger“ zu uns. Erst von dieser Zeit an erscheint er als Kirchenpatron in den Gebieten, die direkt unter hirsauischem Einfluß standen oder deren Herrscher der clunyacensischen Reform zugetan waren. Dieser Heilige, dessen Verehrung neu aufkam, übernahm nun – ob schnell oder allmählich, gesteuert oder ungelenkt vermögen wir nicht zu sagen – die geschenkebringende Aufgabe des heiligen Martin, dessen Verehrung in Südwestdeutschland rund 400 Jahre älter ist als die des heiligen Nikolaus. In dem beträchtlichen Unterschied des Verehrungsalters der beiden Heiligen haben wir wohl auch den Grund zu suchen, warum der Name *Pelzmärte* im Bewußtsein des Volkes so fest saß, daß er in verschiedenen Landesteilen gedankenlos auf die neue Brauchgestalt Nikolaus übertragen wurde. Daß die Franken diesen Wechsel der Brauchgestalt mit wenigen Ausnahmen nicht mitgemacht haben, hängt zunächst einmal mit dem fast völligen Fehlen des hirsauischen Einflusses in ihren Gebieten zusammen, dann aber auch mit ihrer konservativen Treue zum alten Stammesheiligen Martin. Da sich der Wechsel der Brauchgestalt von Martin zu Nikolaus im wesentlichen wohl schon im hohen Mittelalter vollzogen hat, ist die Verteilung von Martin und Nikolaus kaum von der Verteilung der Konfessionen abhängig. Nach der Reformation trug zum Festhalten am alten Martinsbrauch in den evangelischen Teilen des Frankenlandes wohl auch die gesteigerte Wertschätzung des Vornamens Martin bei, die er durch Luther erfuhr.

Aus diesem kurzen allgemeinen Überblick wird klar, daß die meisten erhaltenen Martins- oder Nikolausschenkebräuche zweischichtig sind, nicht weil innerhalb der christlichen Schicht ein Wechsel von Martin zu Nikolaus stattfand, sondern weil neben den christlichen Heiligengestalten die heidnischen Mittwinterfiguren bestehen blieben. (Brauchgestalten und Brauchformen, die im folgenden beschrieben werden, bestehen alle heute noch.) Das Eigenartige, in gewissem Sinne sogar Erregende ist bei diesen vorweihnachtlichen Beschenkeumgängen, daß sich, wenn auch nur als Begleiter der Heiligenfigur, über viele Jahrhunderte einer christlichen Kultur hinweg Gestalten einer vorchristlichen Naturreligion bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Manche von diesen Gestalten erweisen sich durch ihre Gewandung und durch

ihre Attribute als Träger der alten Sommer-Winterkampfbräuche; sie erscheinen – wie schon erwähnt – oft kaum abgewandelt in Fasnacht, Lätare, Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten.

In Dietingen bei Rottweil lebt ein besonders deutlich ausgeformter Nikolausbrauch, der nach den Erhebungen des dortigen Heimatkundlers, des 1873 geborenen Oberlehrers Georg Müller, schon den Urgroßeltern und Großeltern der ältesten Einwohner bekannt war. Im Dietinger Nikolauszug gehen heute: der heilige Bischof Nikolaus, Rutama'le, Nussaweible und die Nikolausbegleiter. Sie alle gehören dem Jahrgang der Zwanzigjährigen an. Auch die Mädchen dieses Jahrgangs sind indirekt am Nikolausumgang beteiligt: sie backen Gebäckbrote (Klausama'la) und spenden die anderen Gaben, die das Nussaweible austeilte. Früher haben die Eltern dem Nussaweible die Geschenke für ihre Kinder gegeben. Der heilige Nikolaus des Zuges ist mit weißem Chorhemd, mit Mithra und Bischofsstab besonders festlich gekleidet. Das Rutama'le geht links vom Nikolaus und trägt einen Zivilanzug in gedeckten Farben. In der rechten Hand hält es eine brennende Stallaterne und die linke umschließt ein Bündel mit langen Haselgerten. Rechts vom Nikolaus geht das Nussaweible, das, ebenfalls von einem Burschen dargestellt, in eine schwarze Pelerine mit Kapuze gehüllt ist. Obwohl es *Nussaweible* heißt, hängt von seinem Gesicht ein langer Flachsbart. In seiner linken Hand hält es einen Henkelkorb, in dem die Geschenke für die Kinder liegen. Diese Geschenke müssen früher, nach der Bezeichnung der Brauchfigur, zweifellos Nüsse gewesen sein. Über die wachstumspendenden Kräfte, die unsere Vorfahren in der Hasel und in der Nuß sahen, ist schon viel geschrieben worden. Die Gaben – Hasel und Nuß – lassen die Vermutung zu, daß die beiden Gestalten Rutama'le und Nussaweible der Schicht des Vorchristlichen entstammen. Die Darstellung des Nussaweible durch einen Burschen verstärkt diese Annahme. Die Nikolausbegleiter erwachsen nach Gestalt und Gehabe, auch wenn sie heute Bischofsmützen auf dem Kopf tragen, noch eindeutiger aus dieser Kulturschicht. Sie gehen in weiten Abständen hinter der Nikolausgruppe mit Rutama'le und Nussaweible, schellenrollend und peitschenknallend oder „klöpfend“, wie es in Dietingen heißt. Dieser Nikolauszug bewegt sich – immer etwa um 7 Uhr abends beginnend – am 4., 5. und 6. Dezember von Haus zu Haus. Kein Haus wird ausgelassen. Auch abseits liegende Höfe werden besucht. Vor dem 4. Dezember trifft sich der Jahrgang bei dem, der den heiligen Nikolaus darstellt und verabredet, welche Häuser an den verschiedenen Abenden besucht werden sollen. Die Nikolausbegleiter, jeder auch Nikolaus genannt, tragen lange schwarze Stiefel und schwarze Hosen, darüber ein weißes dreiviertellanges Hemd und auf dem Kopf eine silberbronzierte papierene Bischofsmütze. Auf ihrer Vorderseite prangt ein goldenes Kreuz. Die dreiviertellangen Hemden sind heute Ministrantenchorhemden. Nach dieser Verkleidung mußten die Nikolausbegleiter aus der christ-

lichen Zeit stammen. Aber kann das dreiviertellange Chorhemd nicht einstens einmal ein Totenhemd gewesen sein? Diese Vermutung drängt sich auf, wenn man an die weiße Hemdvermummung der Hullefrau und an die weißen Hemden der Altenmünsterer (bei Crailsheim) Rollesel des Heiligen Abends und an die Hemdglonker der Fasnacht denkt. Diese Annahme wird verstärkt durch zwei Attribute, die sie als Lärminstrumente mit sich führen: den über Schulter und Brust hängenden Schellenriemen und die lange Fuhrmannsgeißel. Schellen oder Rollen erklingen im Jahrlaufbrauch am Heiligen Abend (Rollesel), an Fasnacht (fast alle Narrenfiguren), an Lätare, Ostern und Himmelfahrt (Hisgier) und an Pfingsten (Butzen). Die Geißel knallt in der Fasnacht, an Lätare beim Aperschnalzen in den Alpenländern und bei den Pfingstbutzenumzügen. Der Lärm der Schellen und Geißeln sollte zu den erwähnten Zeiten im Winterbogen des Jahrlaufes Dämonen abwehren und böse Geister bannen. Als Überbleibsel eines Totenhemdes hätte das dreiviertellange Hemd der Dietinger Nikolausbegleiter in grauer Vorzeit die Aufgabe gehabt, die zur Wiederkehr drängenden Geister der Verstorbenen abzuschrecken.

Alle Gestalten des Dietinger Nikolauszuges gehen in die Häuser. Der Ablauf des Brauches in den Stuben entspricht im allgemeinen den üblichen Formen. Der heilige Nikolaus, seine Begleiter und das Nussaweible treten vom Flur aus in die Stuben zu den ängstlich-fiebernden Kindern. Nur das Rutama'le bleibt im Hausgang vor der Stubentüre stehen. Der Nikolaus besprengt beim Betreten der Stube die Familie mit Weihwasser und begrüßt sie mit der Grußformel: „Gelobt sei Jesus Christus“. Die Familie dankt mit: „In Ewigkeit, Amen.“ Danach heißt ein Kind den Nikolaus mit einem Vers willkommen und anschließend singen alle Kinder das in den letzten Jahrzehnten bekanntgewordene Lied vom „Nikolausabend“. Der Nikolaus ermahnt nun die Kinder durch ein langes Gedicht, das nach der Dietinger Tradition jedes Jahr neu gemacht oder zum mindesten verändert werden muß. Danach prüft der heilige Nikolaus oder einer seiner Begleiter, ob die Kleinen das „Vater unser“ beten können und ob sie das Jahr über brav waren. Das Nussaweible verteilt jetzt die Gaben, unter denen der aus Mürbteig gebackene „Klausama“ nicht fehlen darf. Nun verlassen der Nikolaus und seine Begleiter die Stube. Das Nussaweible bleibt noch kurze Zeit zurück, um vom Hausvater oder von der Hausmutter eine Geldgabe als Dank für die Geschenke in Empfang zu nehmen. Von dieser werden die Geschenke bezahlt, die das Nussaweible an die Kinder verteilt und auch die Dinge, die für den Nikolausumgang alljährlich neu beschafft werden müssen. Bleibt ein Rest, so wird er von den Jahrgängern gleichmäßig an alle – Burschen und Mädchen – verteilt. Wenn dann auch das Nussaweible die Türe hinter sich zugemacht hat, öffnet das im Hausgang stehende Rutama'le sie nochmals und wirft, ohne die Stube selbst zu betreten, eine Haselgerte den Kindern hinein. Weder Nikolaus noch seine Begleiter drohen den Kindern mit der Rute. Die Rute wird auch

nicht dem Vater oder der Mutter als Instrument des Strafvollzugs übergeben. Hieraus wird deutlich, daß im Dietinger Nikolausbrauch die Haselgerte noch ihre Segen bringende Aufgabe bewahrt hat, wenigstens der Brauchform nach, wenn auch an die Leben spendende Kraft der Rute niemand mehr glaubt.

Eine andere beachtliche Nikolausgruppe, in der die wesentlichen Entwicklungsstadien des Brauches deutlich an den vier Figuren „Klausenbigger“, „Ruhpelzer“, „Santikos“ und „Bischof Nikolaus“ erkennbar sind, zieht in Steinach im Kinzigtal am Vorabend des Nikolaustages, mit Schellen läutend und mit Ketten rasselnd, von Haus zu Haus. Die beiden ältesten Figuren der Gruppe sind zweifellos der „Klausenbigger“ und der „Ruhpelzer“. Der Klausenbigger gehört zu den Tiergestalten des alten Mittwinterumgangs oder des neueren Nikolauszuges, von denen Heinrich Winter für sein Beobachtungsgebiet (Odenwald, Spessart und Rhön) Erscheinungen mit acht, vier, drei und zwei Beinen nennt. Zu den zweibeinigen gehört der Steinacher Klausenbigger. Soll dieser „Bigger“, so wird er in der Mundart abgekürzt genannt, in einen größeren Zusammenhang mit anderen, den Nikolaus begleitenden Tierfiguren gestellt werden, so ist er den von Winter geschilderten Erscheinungen „Hörnersnickel“, „Hörnersvaltin“, „Hörnersnickelvaltin“ und „Bolischbock“ nahe verwandt.

Beim Steinacher Klausenbigger ist unklar, ob er einen Esel oder ein Pferd darstellen soll. Der Name „Biggesel“ für dieselbe Brauchgestalt in dem nur fünf Kilometer entfernten Biberach an der Kinzig, von dem noch berichtet wird, legt die Vermutung nahe, daß es sich bei dem Steinacher Bigger auch um eine Eselsgestalt handelt. Er ist vorwiegend weiß, nur seine beiden Beine stecken in schwarzen Schaftstiefeln. Der Darsteller des Klausenbiggers trägt weiße Leinenhosen, deren Enden in den Stiefelschäften verschwinden. Der Sattler des Ortes staffiert den Klausenbigger aus. Das Gewand stellt er aus zwei Leintüchern her. Das eine Leintuch näht er in Form eines etwa einen Meter langen Zuckerhutes ab und stopft die Hülle mit Seegras aus. Dann bindet er eine im Wald gehauene Astgabel mit Schnüren in den zuckerhutförmigen Kopf ein. Am Halsende des Kopfes wird das zweite Leintuch wie eine Pelerine angenäht. Es bleibt vorne offen, wird aber übereinandergeschlagen, so daß der Darsteller des Klausenbiggers, der den Riesenkopf waagrecht am Gabelstiel trägt, verdeckt ist, aber trotzdem hinaussehen kann. Auf die zwei Gabelenden wird eine rote Pferdeohrenkappe (Pferdefliegenschutz) gesetzt. So entstehen die roten Ohren des Biggers. Auf die Vorderseite des langen spitzschnäuzigen Kopfes werden aus rotem Flanell Augenbrauen, Augen, Nase und Mund aufgenäht. Die Markierung der Gesichtsteile erfolgt durch Aufnähen und nicht durch Aufmalen, damit das Leintuch später wieder als Bettuch verwendet werden kann. Von dieser mittwinterlichen, überlebensgroßen, fast drei Meter hohen Tiergestalt geht auf die Kinder eine unheimliche Wirkung aus.

Bei der Prüfung der Kinder in der Stube, die in Steinach alle vier Gestalten miteinander betreten, hat der Bigger nur die Aufgabe, nach Aufforderung durch die beiden prüfenden Kloosen oder den Ruhpelzer die bösen und unfolgsamen Kinder mit der Spitze seines Riesenkopfes zu picken. Dabei stößt er ein eselartiges Wiehern aus. Nicht minder gruselerregend wirkt der Ruhpelzer. Elard Hugo Meyer nennt in seinem im Jahre 1900 erschienenen Werk „Badisches Volksleben“ auch den Namen „Ruhpelz“. Daß diese Namensform die ältere Benennung für diesen Nikolausbegleiter sein könnte, erscheint mir unmöglich, weil das Rügen zweifellos erst spät eine Funktion dieser Gestalt wurde. Der Ruhpelzer ist ganz sicher eine Abart des Ruprechts. Das Bestimmungswort „ruh“ seines Namens bedeutet wie bei Ruprecht „rauh“. An Stelle des auf seine Herkunft weisenden Wortes Precht = Percht ist das seine Kleidung oder seine Tätigkeit verratende Pelz oder pelzen getreten. „Pelzer“ kann also sowohl „der in Pelz gehüllte“ als auch der „Pelzende“, der Schlagende sein. Die eigenartigen sprachlichen Zusammenhänge zwischen der Pelzkleidung der mittwinterlichen Figuren und ihrer schlagenden Tätigkeit müßten einmal besonders untersucht werden. Das Gesicht des Ruhpelzers ist um Augen, Backen und Nase geschwärzt und die oberen und unteren Gesichtsteile sind mit einem schwarzen Strumpf bedeckt. Seinen Leib umhüllt eine Jacke aus grauem Hasenfell und um die Hüften hängt ein Rock aus den Blütenrispen des Schilfgrases. In der Mundart von Steinach werden diese Schilfblüten „Nonerle“ genannt. Auf dem Kopf sitzt eine kleine weiß-graue Pelzkappe. Die Füße des Ruhpelzers stecken in schwarzen Schaftstiefeln, wie die des Klausenbiggers und die der beiden Nikolausgestalten. An seinem Gürtel baumelt eine schwere Eisenkette, die er gelegentlich in die linke Hand nimmt, um damit die Kinder zu schrecken. In der Rechten hält er die Rute in Form eines Reisigbesens. Neben den beiden Kloosen examiniert auch er die Kinder. Seine eigentliche Aufgabe aber ist das Schlagen, das Züchtigen. Zweifellos hat auch der Steinacher Ruhpelzer seinen Ursprung in heidnischen Vorstellungen.

Das Eigenartige der Steinacher Klausenbiggergruppe ist, daß in ihr der Heilige aus der christlichen Brauchsicht gleich gedoppelt erscheint, als „Bischof-Nikolaus“ und als „Santikloos“. Beide Gestalten sind fast gleich gekleidet. Weiße Leinenhosen, die in den Stiefelschäften stecken, weiße halblange Leinenkittel mit weiten Ärmeln; beide tragen einen Ledergurt um den Leib und haben gleiche silberbronzierte Bischofsmützen mit goldenem Kreuz auf dem Kopf. Beide verhüllen den oberen Gesichtsteil mit weißen Halbmasken aus Stoff und den unteren mit langen grauen Flachsbarthen. Sie unterscheiden sich lediglich durch ihre Ausrüstung. Der Bischof Nikolaus hält in seiner Rechten einen weißen Bischofsstab, der an seinem oberen gerundeten Ende schneckengangartig mit einem Goldpapierstreifen umwunden ist. Der Santikloos hat diesen Bischofsstab nicht. Ihm fehlt also ein wesentliches Attribut des Bischofs. Das bedeutet wohl hierarchisch, daß er –

wenn auch sonst völlig gleich im Gewand – nicht mit dem Bischof gleichrangig ist. Auch sein Attribut, ein geflochtener Rückentragkorb mit Rutenbündeln, deutet auf eine Rangminderung. In der Stube stellt sich auch der Santikloos nicht vor wie der Bischof Nikolaus, der in einem Vers unter anderem sagt:

„Sankt Nikolaus werde ich genannt,
den frommen Kindern wohlbekannt.“

Aber der Name Santikloos bedeutet doch auch Sankt Nikolaus. Woher mag wohl der Name kommen, der sonst im Kinzigtal nicht häufig anzutreffen ist? Und was mag es mit dieser zweiten Nikolausgestalt, die wie herabgewürdigt oder verdrängt erscheint, für eine Bewandnis haben? Linksrheinisch, im Elsaß, ist der Ausdruck Santikloos für den Nikolaus allgemein gebräuchlich. Da Straßburg rechtsrheinischen Besitz hatte, ist denkbar, daß der Name auf diesem Weg aus dem Elsaß ins mittlere Kinzigtal kam. Wenn aber ein Name irgendwoher übernommen wird, so muß etwas da sein, für das man keinen eigenen Namen hat oder dessen alter Name nicht mehr gut genug oder nicht mehr erwünscht ist. Liegt es nun, nach den Ausführungen über das Verdrängen des heiligen Martin durch den heiligen Nikolaus im hohen Mittelalter, nicht nahe, anzunehmen, daß auch hier Nikolaus den Martin verdrängte? Und zwar nicht auf die Weise, daß mit dem Auftreten des neuen Geschenkebringers der alte verschwand, sondern so, daß der neue, von der Kirche gefördert, zwar kam, der alte aber blieb, weil das Volk beharrlich am Überkommenen festhielt. Die erwähnten Degradierungserscheinungen machen diese Vermutung wahrscheinlich. Die verdrängte Martinsgestalt mag wohl noch eine Zeitlang ihren alten mit Martin gebildeten Namen weitergeführt haben. Als aber nach Generationen im Volksbewußtsein die Bindung des vorweihnachtlichen Gabenbringers an Martin völlig verschwunden war und dieser Gabenbringer ganz in Nikolaus personifiziert wurde, mußte der neben Nikolaus weiterlebende, aber entthronte Martin einen neuen Namen erhalten. Und was lag da näher, als einen mit Nikolaus zusammenhängenden Namen zu wählen, der nicht heimisch war, sondern aus der Fremde kam und vom Volk nicht ganz verstanden wurde.

Wenn die vierköpfige Steinacher Klausenbiggergruppe durch das Dorf zieht, darf sich nach altem Herkommen kein lediges Mädchen auf der Straße zeigen. Wird aber doch eine Neugierige erspäht, so wird sie gefangen und in den Bach geworfen. Dieses „in den Bach werfen“ wird heute weitgehend, auch von den Ausübenden, als Unfug betrachtet. Aber steckt dahinter nicht ein alter Wasserräuber wie in den Brunnenbräuchen an Fasnacht, Ostern, in der Mainacht oder an Pfingsten?

Nahe bei Steinach liegt im Kinzigtal das schon erwähnte Biberach. Hier besteht heute die Klausengruppe aus drei Gestalten, aus Biggesel, Ruprecht und Nikolaus. Wie in Steinach Klausenbigger und Ruhpelzer, so entstammen

in Biberach Biggesel und Ruprecht der vorchristlichen Naturreligion. Daß der Biberacher Biggesel und der Steinacher Klausenbigger trotz verschiedener Namen dieselben Mittwintergestalten sind, wurde schon erwähnt. In beiden Orten trägt diese Tiergestalt den etwa einen Meter langen kegelförmigen Kopf aus einem Leintuch, das in Steinach fachmännisch prall und glatt mit Seegras, in Biberach neuerdings aber mit Papier ausgestopft wird. Der mit Papier ausgestopfte Kopf hängt schlaff und unregelmäßig geformt an der Astgabel. An der Verwendung einer natürlichen Astgabel wird in beiden Orten festgehalten. In Biberach wird das Leintuch einfach an den Gabelenden zu Ohren abgebunden. Die rote Pferdeohrenkappe des Steinacher Biggers, die die Ohren besonders betont und deren gehäkelter Teil die Stirne ziert, fehlt dem Biberacher Biggesel. Auch fehlen ihm die Augenbrauen und der Mund. Auf dem weißen Kopf des Biberacher Biggesels sind aus rotem Flanell nur zwei ovale, schräggestellte Flecke als Augen und ein längerer Streifen über die Schnauzenspitze genäht, die als Gabel oder Lebensrune wirken sollen. Der rote Streifen, der Nase und Mund zusammenzieht, macht den Biggeselkopf fast zu einem Storchkopf. (Ob die Brauchfigur des Storchentages, die an Petri Stuhlfeier in Haslach, Unterentsbach, Zell und Unterharmersbach heute noch eine Rolle spielt, auf die Zeichnung des Kopfes vom Biberacher Biggesel eingewirkt hat, müßte besonders untersucht werden.) Wie in Steinach, so verhüllt auch in Biberach ein zweites Leintuch die Gestalt des Eseldarstellers, der darunter ein weißes Nachthemd und lange schwarze Hosen an hat.

Der Ruprecht in Biberach trägt schwarze Schaftstiefel und darüber einen langen, grauen, zweireihigen Zivilmantel mit angenähter Kapuze. Sein Gesicht ist weder mit einer Maske bedeckt, noch ist es geschwärzt; nur ein angeklebter schwarzer Bart macht es für Kinder schrecklich. Über Ruprechts Schultern und Rücken hängt ein geflochtener Tragkorb mit vielen Rutenbündeln. Er hat dunkle Handschuhe an. In der rechten Hand hält er eine Kette, in der linken ein Rutenbüschel. Der Einkleidung dieser beiden Gestalten wird in Biberach nicht so viel Sorgfalt und Anteilnahme gewidmet wie in Steinach, wogegen umgekehrt die beiden Steinacher Heiligenfiguren Bischof Nikolaus und Santiklos in ihrer bescheidenen Kleidung entfernt nicht mit dem Pomp des Biberacher Bischofs verglichen werden können. Der Biberacher Nikolaus trägt eine echte Albe, darüber einen kostbar bestickten weißen Rauchmantel und eine eigens von einer Paramentennäherin gefertigte Mitra. Dazu einen langen weißen Flachsbarb und einen prächtigen Bischofsstab. Ein Nikolaus fast wie aus dem Märchenbuch, der die Sphäre des Volkstümlichen eigentlich schon hinter sich gelassen hat. Dem Darsteller des Heiligen Nikolaus kam es im Beobachtungsjahr 1958 auch nicht so sehr auf das Erwecken jenes imponderabilen Zaubers an, der sonst von dieser Brauchgestalt ausgeht, als vielmehr auf schulische

und religiöse Erziehung. Solche Absichten sind bei den beiden Steinacher Nikolausfiguren nicht erkennbar.

Es wäre nun sehr gewagt, besonders nach jeweils nur einmaliger Beobachtung, aus der unterschiedlichen Ausstattung der Brauchgestalten und ihres Verhaltens in beiden Orten bindende Schlüsse ziehen zu wollen. Diese Unterschiede lösen aber doch einige Fragen aus, die gestellt werden müssen, obwohl sie alle in diesem Rahmen und ohne genauere Einzeluntersuchungen nicht beantwortet werden können: Ist in Steinach die Bindung der Volksvorstellung an die ältesten Gestalten Bigger und Ruhpelzer noch so stark, daß sie in der Gewandung – gegenüber den beiden Heiligenfiguren – bevorzugt behandelt werden? Gleicht im Volksglauben das doppelte Nikolauserscheinen diese Bevorzugung aus? Werden Bigger und Ruhpelzer immer noch als Zentralgestalten empfunden und wird daher ihre Kleidung reicher ausgestattet? Wenn dies so wäre, dürfte der Steinacher Klausenbigger-Umgang nie oder nicht oft und ernsthaft zu öffentlichen und kirchlichen Beanstandungen Anlaß gegeben haben. Oder ist dies nur einfach darauf zurückzuführen, daß die Steinacher Verkleidungen seit Jahren vom Sattlermeister des Ortes vorgenommen werden, dessen handwerkliches Interesse besonders diesen beiden schwierigen Figuren gilt? Daß in Steinach wie auch in Dietingen der Brauch noch keine Aufweicheerscheinungen zeigt, beweist die Tatsache, daß er nur von der Burschenschaft des Ortes getragen wird, wenn auch in Dietingen indirekt Mädchen an ihm beteiligt sind. Als Darsteller von Brauchgestalten, die Straßen und Häuser betreten, erscheinen in beiden Orten keine Frauen. Anders dagegen in Biberach. Im Beobachtungsjahr 1958 wurde dort der Biggesel von einer Frau dargestellt. Diese örtliche Gepflogenheit ist aber nicht neu. Sie besteht mindestens schon in der dritten Generation. Die Mutter der heutigen Biggeseldarstellerin, die 1885 geborene Frau Theresia Erdrich, erzählte, daß in ihrer Jugend, als sie fünf Jahre alt war,

„d' Nochbere komme isch un hätt an Biggesel
g'macht und ihre Mann hätt dr Klaus g'macht.“

So deutet hier manches darauf hin – und das ist das Interessante in Biberach –, daß der Klausenbrauch seit Jahrzehnten schon einem sinnfälligen Wandel unterworfen ist. In diesem Wandel stehen als wirkende Kräfte auf der einen Seite das Bedürfnis nach Verfeinerung und christlicher Vertiefung, auf der anderen Seite aber beharrliches Festhalten an der Gestalt des Biggesels und an der Herstellung seines Kopfes mit einer gewachsenen Astgabel. Dabei mag das heute übliche Ausstopfen des Biggeselkopfes mit Papier statt mit Heu nur von nebensächlicher Bedeutung sein. Es ist eben bequemer und bringt weniger Schmutz in die Stuben. Viel wichtiger erscheint, daß schon bei der alten Generation in dem verkehrsoffenen Biberach sich das Bedürfnis nach einer Verfeinerung des Brauches einstellte, einmal, weil der ursprüngliche Sinn des Klausenlaufens nicht mehr bewußt

war, zum anderen aber, weil die Kläuse sich nach den aufgeklärten, bürgerlich-gehobenen Vorstellungen der Einwohnerschaft zu wild gebärdeten. So erzählte mir Frau Erdrich noch:

„Früher hätt mr dr Klaus net schön g'macht, es isch in ama g'wisse Sinn a Grobheit gsi, was mit de Klausa bassiert isch . . . Dr Klaus hätt a Kett mitbrocht ond dia hätt er scho über d'Steg so wüescht omanander-g'hämmert, über d'Stegestaffla nuf, daß mr g'meint hätt, jetzt kommt a ganzer Troß mit Ketta. Ond wemmer a pflegte Steg gha hot wie ich, no hätt mr sich schön bedankt für die Löcher, wo er in d'Steg g'schlage hätt.“

Die Wildheit der Kläuse wurde also von dem Augenblick an störend empfunden, als auch die Bewohner einer ländlichen Gemeinde anfangen den Wert eines gepflegten Hauses zu schätzen. Die Kläuse haben – es müssen nach den Schilderungen früher oft mehrere gewesen sein – in den Stuben oft auch so auf die Kinder eingeschlagen, daß sie von den Eltern aus dem Haus gejagt werden mußten. Nach dem ersten Weltkrieg setzte dann in Biberach eine Neuformung des Klausenumgangs ein, die die Gruppe auf die drei Gestalten Nikolaus, Biggesel und Ruprecht festlegte. Die Neuformung, die in allem gezähmter und beherrschter war, hat dann im ganzen Ort Kindern und Erwachsenen viel Freude bereitet. Der Brauch wurde zeitweilig auch mit dem öffentlich-geselligen Leben des Ortes in Verbindung gebracht. So wurde zum Abschluß des Nikolaus-Biggesel-Umganges die neu eingeführte silberbronzierte Rute als Zeichen einer erstrebenswerten bürgerlichen Kindererziehung, auf einem Vereinsabend des Kegelklubs um 20 Mark versteigert. Gleichlaufend mit dieser Verbürgerlichung des Brauches geht der Versuch einer stärkeren kirchlichen Ausdeutung.

Nur drei Kilometer von Biberach entfernt liegt im Hammersbachtal Unterentersbach. Als ich mich dort vor zwei Jahren nach Nikolaus und Biggesel erkundigte, bekam ich zu hören, daß dieser Brauch eine wüste, wilde Sache sei, an der ich bestimmt nicht viel Freude haben würde. Die Frau, die mir diese Auskunft gab, stammt allerdings aus der Stadt und hat keine gewachsene Verbindung zu dem urtümlichen, bäuerlichen Biggesel-Umgang des kleinen Dorfes, in dem sie nun lebt. Als ich mich später an die Unterentersbacher Pflugwirtin wandte und ihr mein Interesse am Nikolaus-Biggesel-Brauch bekundete, spürte ich sofort, daß mir jetzt jemand Auskunft gab, der damit innerlich verwachsen war. Ihr Sohn Rudolf, 1931 geboren, war damals die treibende und tragende Kraft, die hinter dem Umgang stand. Leitend oder gar organisierend darf man das, was er dazu getan hat, nicht nennen, denn der Vorabend des Nikolaustages läuft in Unterentersbach ohne Leitung und ohne Organisation ab. Das allein ist schon bemerkenswert. Die Träger des Brauches sind die ledigen Burschen des Ortes. Sie wissen seit Jahren und seit Generationen, was ihre Aufgabe – ja ihre Pflicht – am Nikolausvorabend ist. Ihnen muß nichts „angeschafft“

und schon gar nichts befohlen werden. Jeder weiß nach kurzer kameradschaftlicher Verständigung, die auch einmal hitzig sein kann, was er zu tun und was er in der Nikolaus-Gruppe zu machen hat. Wer sich dieser selbstverständlichen Verpflichtung zum Brauch entzieht, lockert oder löst dadurch seine Bindung zur Burschenschaft. Aus dieser alten dörflichen Grundhaltung heraus lebt der Unterentersbacher Nikolaus-Biggesel-Umgang noch heute als der wohl urwüchsigste Mittwinterbrauch des ganzen Schwarzwaldes.

Wer die Unterentersbacher Gruppe am Nikolausvorabend durch die dunklen Dorfstraßen ziehen sieht und hört, dem wird bald klar, daß hier der Biggesel noch die Zentralfigur des Umganges ist. Nicht allein deswegen, weil der Unterentersbacher Biggesel eine vierbeinige Tiergestalt ist, sondern weil das ganze Gehabe der Nikolaus- und Biggeselbegleiter sich um Nikolaus kaum kümmernd, den Biggesel als den Gruppenmittelpunkt ausweist. Zwei Burschen, dem „Vordermann“ und dem „Hintermann“, wird eine große dunkelgraue Decke übergeworfen. Sie gehen darunter gebückt. So entsteht der Leib des vierbeinigen Biggesels. Die vier Füße der beiden Burschen, die lange dunkle Hosen tragen, stecken in schwarzen halbschäftigen Rohrstiefeln. Der Unterentersbacher Biggesel hat keinen Schwanz, die Hinterseite der Tiergestalt ist also nicht besonders betont. Je nachdem der Hintermann aufrecht oder gebückt unter der Decke geht, erhöht oder senkt sich die Kruppe. Der Vordermann trägt den Kopf des Biggesels, einen grau bemalten Maskenkopf aus Papiermasché, der auf seiner Vorderseite von der Stirn bis zum Maul einen breiten senkrechten weißen Streifen hat. Die aufgemalten weißen Augen mit schwarzen Pupillen sind schwarz umrandet. Aus dem breiten Maul leuchtet eine weiße Zahnreihe. Über die Ohren ist, wie in Steinach, eine rote Pferdeohrenkappe gezogen, deren gehäkelte Fransen fast bis zu den Augen fallen. Der Kopf steckt in einem Ledergeschirr, an dem der Biggesel von einem „Schwarzen“ geführt werden kann. Der Unterentersbacher Ruprecht hat im Rückenkorb die Ruten; er heißt wie in Steinach auch Rupelzer. Er ist mit einem schwarzen Mantel, dunklen Hosen und schwarzen Stiefeln bekleidet. Gesicht und Hände sind geschwärzt. Auf dem Kopf trägt er eine gestrickte schwarze Kappe. In der linken Hand hält er eine Rute. Zu Biggesel und Rupelzer treten in Unterentersbach noch die „Schwarzen“. Ihre Zahl schwankt je nach der Stärke der Burschenschaft und der durch Ausbildung und Arbeit bedingten Teilnahmemöglichkeit. Die Schwarzen sind wie der Rupelzer gekleidet, fetten wie dieser Gesicht und Hände ein und beschmieren sie dann dick mit Ruß. Einer führt mit der Linken den Biggesel am Halfter und trägt in der Rechten eine Rute, der andere knallt mit einer Peitsche und hält in der anderen Hand den weißen Gabensack des Nikolaus und dazu ebenfalls eine Rute. Treffen die Schwarzen beim Nikolaus-Biggeselzug durchs Dorf ein lediges Mädchen auf der Straße an, so machen sie es schwarz. Dieses Schwärzen wird, wie das „In-den-Bach-Werfen“ in Stei-

nach, heute fast von jedermann, auch von den Brauchträgern selbst, als Unfug oder Ullk betrachtet. Dabei war das Schwärzen wohl einst eine Schutzhandlung, die die Geschwärzte vor den unheilbringenden Geistern des Wilden oder Wotans Heeres in der Nacht unsichtbar machen sollte.

Im Kreis dieser vorchristlichen Brauchgestalten erscheint nun seit dem hohen Mittelalter der Bischof Nikolaus als die christliche Figur, die dem alten Mittwinterumgang den neuen Sinn gibt. Bischofsmütze mit goldenem Kreuz und goldenen Sternen und Bischofsstab mit goldenem Oberende sind seine Standeszeichen. Ein weißes Hemd wird mit einer Kordel um den Leib abgebunden. Sein Gesicht wird durch einen langen blonden Bart unkenntlich gemacht. Aus der Mitra quillt eine Flut von blondem Lockenhaar. Die Füße stecken in schwarzen Stiefeln.

Diese Figuren ziehen am Vorabend des Nikolaustages in Unterentersbach von Haus zu Haus. Dem Zug gesellen sich auf der Straße noch weitere, nicht verkleidete Burschen als „Klöpfer“ hinzu. Je mehr Klöpfer teilnehmen und Lärm machen, desto besser ist die Wirkung des Umganges. Diese Meinung der Einheimischen läßt vielleicht den Schluß zu, daß unterbewußt noch eine Bindung an Handlungen, Gestalten und Sinn des Brauches lebt. Die nicht verkleideten Klöpfer rasseln mit Ketten, knallen mit Peitschen, trillern mit Pfeifen und blasen mit Hörnern und Hupen.

Ihr „Heidenlärm“ ist ohrenbetäubend. Bei den Stubenbesuchen bleiben die Klöpfer auf der Straße. Sie warten, bis die Nikolaus-Biggesselgruppe wieder aus dem Haus tritt, um dann die Klausengestalten mit ihrem Lärm zum nächsten Haus zu begleiten.

Die ganze Klausengruppe, also Nikolaus, Rupelzer, Biggessel und die Schwarzen, betreten die Stube zur Prüfung der Kinder. So wild das Gebaren der vorchristlichen Figuren auf der Straße ist, so anständig ist es vor den

Kindern. Das Examinieren durch den Unterentersbacher Nikolaus erfolgt rasch und ohne Überbetonung des Erzieherischen. Die Kinder müssen beten, sie erhalten dann Äpfel, und zum Schluß des Besuches wird dem Nikolaus ein Abschiedsvers aufgesagt:

„Sankt Nikolaus!

Du bist der heilige Nikolaus,
du kommst herab vom Himmelshaus.

Dein Weg ist weit, der Wind ist kalt
und ein Jahrtausend bist du alt.

Im Himmel hast du Reich und Thron
und ein Zepter und eine goldne Kron.

Doch jedes Jahr um diese Zeit

zu Weihnachten, wenn es stürmt und schneit,

da machst du durch die Welt die Rund

und tust dich braven Kindern kund.

Gott grüße euch und seid nicht bang,
leicht ist die Prüfung und nicht lang.“

Dieser zweifellos neue Nikolausvers fügt sich ohne Störung in den alten zweischichtigen Brauch. Er zeigt, daß auch in einem so traditionsverbundenen Ort wie Unterentersbach lang überlieferte Brauchformen Zutaten der jeweiligen Zeit aufnehmen, um durch die anpassende Wandlung am Leben zu bleiben.

Die beiden großen Kriege unseres Jahrhunderts und die durch sie ausgelösten gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technischen Veränderungen zerstörten eine Unzahl von Bräuchen und Brauchformen. Wen dieser Verlust in Trauer versetzt, der möge sich damit trösten, daß in einer solchen Umbruchszeit wie der heutigen doch noch viele Zeugnisse von Glauben und Geist unserer Vorfahren zu finden sind. Den eindrucksvollsten Erscheinungen der Vorweihnachtszeit aus dem kleinen Gebiet zwischen oberem Neckar und unterer Kinzig galt dieser Versuch einer Beschreibung und Deutung.

Neujahrswunsch

Wer redlich hält zu seinem Volke,
Dem wünsch ich ein gesegnet Jahr!
Kein Mißwachs, Frost und Hagelwolke
Bring uns in Sorgen und Gefahr.
Und mit dem lang ersehnten Korne,
Und mit dem lang entbehrten Wein,
Bring uns das Jahr in seinem Horne
Das alte gute Recht herein!

Man kann in Wünschen sich vergessen,
Man wünschet leicht zum Überfluß,
Wir aber wünschen nicht vermessen,
Wir wünschen, was man wünschen muß:
Denn soll der Mensch im Leibe leben,
So brauchet er sein täglich Brot,
Und soll er sich im Geist erheben,
So ist ihm seine Freiheit not.

Ludwig Umland

Die Lage am Hochrhein und Bodensee spitzt sich zu!

Sechster Lagebericht von Otto Feucht

Am 11. Oktober hat Innenminister Dr. Filbinger in Waldshut erklärt, gerade die Ungewißheit über die künftige Entwicklung verpflichte dazu, der Bevölkerung und der Wirtschaft die Hilfe durch den Ausbau des Hochrheins nicht zu versagen. Den Gegnern versicherte er, daß man die noch unberührten Teile der wunderschönen Stromlandschaft vor Industrialisierung schützen und diese auf die bereits bestehenden Schwerpunkte beschränken werde. Außerdem könne niemand das Projekt befürworten, ohne daß er zugleich für die unbedingte Reinhaltung von Strom und See eintrete. Wenn das Land nicht alle Möglichkeiten ausnütze, die ihm die neue Wassergesetzgebung hierfür biete, dann würden Hochrhein und Bodensee bald hoffnungslos verschmutzt¹. Zur Reinhaltung des Bodensees sei vor allem Versäumtes nachzuholen, nämlich der Bau von Kläranlagen im Einzugsgebiet. Alle Anlieger hätten dazu die Verpflichtung und keiner dürfe auf die anderen warten. „Wer die Schifffahrt auf den Hochrhein und Bodensee haben will, muß auch den Bodensee reinhalten!“²

So sehr diese Stellungnahme zu begrüßen ist, so bleibt doch die schwerwiegende Frage offen: Wie kann es gelingen, unbedingte Reinhaltung zu erreichen, wenn künstlich Verkehr, Industrie, Siedlung und damit auch die Verschmutzung durch Abwässer gesteigert werden? Und wie kann man die Industrie zwingen, gerade auf die noch unberührten schönsten Teile der Stromlandschaft zu verzichten? Werden dazu die Landschaftsschutzbestimmungen ausreichen? Aber diese gelten nur für die deutsche Seite, und auf der Schweizer Seite hört man jetzt schon von erheblichen Landkäufen durch eidgenössische Großbetriebe, die auf den baldigen Ausbau rechnen³! Und wird eine mit vielen hundert Millionen finanzierte Kanalisierung nicht zwangsläufig, wie die Erfahrung zeigt, nach ihrer eigenen Gesetzlichkeit sich entwickeln? Werden die guten Vorsätze, die wir fassen, nicht rücksichtslos durch die Entwicklung überholt und von unseren Nachkommen mißachtet werden?⁴ Haben wir immer noch nicht gelernt, wie gefährlich es ist, dem „Teufel den kleinen Finger zu reichen“?

Von Schweizer Seite wird erneut darauf hingewiesen, daß die Wirtschaftlichkeit des Hochrhinausbaus bis heute noch nicht erwiesen sei, daß die Berechnungen der Schifffahrtsfreunde schwer reduziert werden durch die Vollendung der „Pipelines“. „Wenn die Lieferung von Benzin und Öl so nahe herankommt, werden die Transportfirmen kaum mehr dafür zu haben sein, zweimal umzuladen. Man wird per Straßentransport das Benzin von Straßburg, von Aigle usw. abholen.“⁵

Die oberbadische Industrie- und Handelskammer hat sich für die rasche Elektrifizierung der Bahnlinie Basel-Waldshut-Singen eingesetzt. „Im Interesse der guten Verkehrsverbindung ist der Elektrifizierung vor dem Ausbau des Hochrheins der Vorzug zu geben!“⁶

Wie es um die angebliche Notwendigkeit steht, der ansässigen Bevölkerung neue Verdienstmöglichkeiten durch Industrie zu verschaffen, das beleuchtet eine Rundfunkmeldung des Arbeitsamts Lörrach vom 7. November 1960: In den drei Grenzkreisen, für die es zuständig ist, gibt es zusammen nur 204 Arbeitslose, denen eine mehrfache Zahl offener Stellen gegenübersteht!⁷ Nach einer sorgfältigen Feststellung des Deutschen Heimatbundes könnten im gesamten Bereich Hochrhein-Bodensee allerhöchstens 4000 Arbeitskräfte für neue Industrien gewonnen werden, so daß also die für eine Groß- und Schwerindustrie erforderlichen Kräfte nur durch Abwerbung aus anderen einheimischen oder auswärtigen Betrieben oder durch Heranziehung von Ausländern beschafft werden könnten⁸ (vgl. hierzu Lagebericht 5)!

Daß durch die zwangsläufig sich aus der Industrialisierung ergebende Entwicklung die Struktur der Landschaft sich von Grund aus ändern und diese ihren Charakter als Erholungslandschaft verlieren müßte, liegt auf der Hand. „Die Bedeutung als internationales Erholungs- und Feriengebiet scheint, trotz gegenteiliger dauernder Behauptungen, durch die Industrialisierung im herkömmlichen Sinne aufs ernsteste gefährdet zu sein.“⁹

Demgegenüber hören wir, daß die Bundesregierung spätestens bis 31. März 1961 über das Ausbauprojekt und seine wirtschafts- und verkehrspolitische Bedeutung dem Bundestag berichten solle¹⁰. Die Verhandlungen zur Übernahme des Hochrheins als Bundeswasserstraße seien bereits im Gange, mit einem baldigen Abschluß dieser Verhandlungen könne gerechnet werden. Ebenso seien mit dem Land Baden-Württemberg Verhandlungen aufgenommen worden, mit dem Ziel, in Zukunft bei der Konzessionierung neuer Kraftwerke auch gleich die Schleusenanlagen zu berücksichtigen.

Was nun den Bodensee selbst, sein Wasser und seine Verschmutzung betrifft, so ist das „Übereinkommen über den Schutz des Bodensees gegen Verunreinigung“ Ende Oktober von allen Uferstaaten unterzeichnet worden!¹¹ Es ist also erfreuliche Einhelligkeit zu verzeichnen, von allen Seiten wird die Dringlichkeit einer Abhilfe anerkannt! Entsprechende Anträge haben sowohl die CDU wie die SPD-Fraktion gestellt¹². Am 26. Oktober hat Innenminister Dr. Filbinger im Landtag erklärt, Bodensee und Albgemeinden seien besonders gefährdet. Die

Regierung habe Zuschüsse an die Gemeinden beschlossen in der Höhe von 25–30% für neue mechanische und von 40% für biologische Kläranlagen. Im übrigen ließ der Minister keinen Zweifel daran, daß nicht der Staat, sondern die Wasserverschmutzer für dessen Reinigung verantwortlich seien¹³. Das Wassergesetz sehe für die Verstöße empfindliche Strafen vor, die sogar zur Schließung von Betrieben führen könnten.

Wenn von einem Erfolg dieses Appells und seiner Vorgänger noch so wenig zu spüren ist, so liegt der Grund wohl auch darin, daß man die Sache nicht so recht ernst nimmt und glaubt, ruhig so wie bisher weitermachen zu können. Es ist ja dem Außenstehenden nicht so ohne weiteres verständlich, daß die Lage plötzlich so stark sich verändert haben soll. Es ist darum gut, daß neue Untersuchungen die Lage klären:¹⁴ Während früher die einfließenden Abwässer keine Gefahr bildeten, ja vielleicht sogar durch die mitgeführten Nahrungsstoffe dem Ertrag der Fischerei günstig waren, hat sich seit etwa 15 Jahren die Lage plötzlich von Grund aus geändert, die allzu reichlichen ungeklärten Abwässer haben das „Umkippen“ des nährstoffarmen (oligotrophen) Sees zum nährstoffüberladenen (eutrophen) See eingeleitet¹⁵. Nur sehr rasche und bestmögliche Sanierung der Abwässerhältnisse im ganzen Einzugsgebiet kann den Bodensee vor immer weiterer Verschlechterung seines Wassers bewahren!“¹⁴

Diese Erkenntnis kommt von seiten der Biologie, und diese, das Wissen vom Lebendigen, gerät ja leider immer mehr ins Hintertreffen in einer Zeit, die nur das vom Menschen Gemachte, das Konstruierte, gelten läßt.

Wenn es z. B. voraussichtlich auch gelingen wird, die Bildung der auf unseren Flüssen so störenden Schaumberge, die auf dem Neckar zu schwerer Gefahr geworden sind, schon im Keime zu ersticken¹⁶, so ist doch die Unschädlichmachung anderer, schon ins Wasser eingedrungener Giftstoffe einschließlich des Öls zur Zeit noch völlig aussichtslos! Wir haben daher alle Ursache, solche aus dem Bodensee mit allen Mitteln fernzuhalten. Daß die Gefahr durch den Frachtschiffverkehr mit seinen unvermeidlichen Folgeerscheinungen ins Ungemessene steigen würde, steht

außer allem Zweifel. Ganz abgesehen davon aber müßte das Durchpflügen des unberührten Waldstroms oberhalb Schaffhausen und des zart abgestimmten Untersees, die beide zu den schönsten Landschaften ganz Deutschlands gehören, mit den vorgesehenen Frachterungeheuern von jedem, der sich noch ein Gefühl für Landschaft bewahrt hat, als brutale Rohheit empfunden werden!“⁸

So kommt denn auch das sehr sorgfältig ausgearbeitete Gutachten des Deutschen Heimatbunds zu dem Schluß: „Die Landschaft am Hochrhein und Bodensee darf weder durch technische Bauwerke, noch durch eine Schifffahrt mit großen Lastschiffen, noch durch die sich daraus ergebenden Folgeerscheinungen in Form und Funktion zerstört werden!“ – Und weiterhin: „Die technischen, finanziellen und politischen Voraussetzungen des Projektes sind noch weitgehend ungeklärt. Aus ihrer Klärung müßte man hoffen, daß die Sinnlosigkeit des Projekts offenbar wird.“⁸

Ob der Ausbau des Hochrhains tatsächlich lebenswichtig ist, mag man füglich bezweifeln, *außer allem Zweifel* aber steht die Notwendigkeit, den Bodensee rein zu halten! So scheint alles auf den Entschluß hinzudrängen: *Zurückhaltung mit dem Ausbau bis zu weiterer Klärung, aber sofortiger Einsatz aller Kräfte für die unstreitig vorzudringliche Reinhaltung des Bodensees!*

¹ Stuttgarter Zeitung 12. 10. – ² Südkurier 12. 10. – ³ Stuttgarter Zeitung 5. 11. – ⁴ E. Schütz in DJV-Nachrichten Nr. 4, und „Natur und Mensch“ Oktober. – ⁵ „Natur und Mensch“ Oktober. – ⁶ Stuttgarter Nachrichten 30. 9. – ⁷ Süddeutscher Rundfunk, „Aus Baden-Württemberg“ 7. 11. 1960. – ⁸ Dr.-Ing. J. Bendermacher: Gutachten i. A. des Deutschen Heimatbundes. Briefliche Mitteilung des DHB, Neuß – ⁹ Th. Rönnebeck: Der Hochrhein und sein Verkehr, Atlantis Juli 1960. – ¹⁰ Südkurier 1. 10. – ¹¹ Frankfurter Allgemeine Zeitung 1. 11. – ¹² Südkurier 12. 10. – ¹³ Stuttgarter Nachrichten 27. 10. – ¹⁴ Fr. Kiefer: Neuere Ergebnisse aus Untersuchungen im Pelagial des Bodensees. Umschau 1960, Heft 3. – ¹⁵ H. Gäßler, Reinhaltung des Bodensees in „Wasserwirtschaft in Baden-Württemberg“. Sonderbeilage des Staatsanzeigers 12. 11. 1960. – ¹⁶ M. Eckoldt, Über die Schaumbildung und den gegenwärtigen Stand der Schaumbekämpfung am kanalisierten Neckar. Deutsche gewässerkundliche Mitteilungen, Juni 1960.

Es gibt keinen größeren Feind der Natur als den,
der sich für gescheiter hält als sie,
die doch unser allerhöchster Meister ist.

PARACELsus

Hermann Bausinger, *Schwäbische Weihnachtsspiele*. Schwäbische Volkskunde NF 13. Buch. 184 Seiten, 12 Abbildungen. Silberburg-Verlag – Werner Jäch, Stuttgart 1959, DM 5.80.

Der Leser wird zunächst einmal über den Titel erstaunt sein. Im Gegensatz zu Bayern und Österreich erwartet man Weihnachtsspiele im Schwäbischen gar nicht. Tatsächlich ist es auch das erstemal, daß ein Buch über schwäbische Volksschauspiele veröffentlicht wird. Der Band, unter Leitung Hermann Bausingers, des Tübinger Ordinarius für Volkskunde, zustande gekommen, setzt sich aus Beiträgen von verschiedenen Verfassern zusammen, die von mehreren Richtungen her dieses Forschungsgebiet betreten haben. – Dr. Willi Müller veröffentlicht das „Steinheimer Weihnachtsspiel“ von 1688, das er in Archivalien von 1719 zufällig entdeckt hat. Die Erklärungen über seine Geschichte geben einen Einblick überhaupt in die geistigen Verhältnisse Württembergs zur Zeit des Pietismus, welcher das Spielen als etwas Unziemliches unterbunden hat. – Während in Steinheim a. d. Murr der Verfasser des Spiels noch bekannt war, und eine Tradition sich nur wegen des Verbots nicht hat bilden können, führt uns Josef Lanz in die Spielverhältnisse seiner südöstlichen Heimat ein. Hier hat man es mit den letzten, allerdings reichen Ausläufern einer großen Tradition zu tun, für welche die Anknüpfungspunkte in der alten Heimat schwer zu finden sind, wenn auch einiges auf Südwestdeutschland weist. Lanz hat auch die Voraussetzungen, um den Unterschied zwischen Schulspiel und Volksschauspiel genau zu beschreiben. – Hermann Bausinger unternimmt sodann den mühsamen und wichtigen Versuch einer Bestandsaufnahme von Weihnachtsspielen. Die Frage, warum bei uns so wenige bekannt sind, führt zu dem wiederum überraschenden Ergebnis, daß sie in Altwürttemberg auch ohne obrigkeitliche Verbote abkamen, und zwar durch das Fehlen von anregenden Einflüssen, die z. B. nach Bayern eindringen, aber nicht bis zu uns reichen. Auch für das katholische Gebiet ist die Überlieferung sehr karg. Die Spiele in den Klöstern zeigen höchstens Bekanntheit mit volkstümlicher Charakterisierung mancher Gestalten und mit der Mundart; aber Volkswihnachtsspiele sind sie nicht. Bausinger findet hier eine fast sensationelle Lösung des Problems: da aus diesem Gebiet keine Verbote bekannt sind, kann das Absterben der Spielkultur die Folge der persönlichen Auseinandersetzung, in diesem Falle mit der Aufklärung sein. – Wilhelm Kutter, der Rundfunkfachmann, berichtet eindrucksvoll von seiner Entdeckung des Illertisser Hirtenspiels. Mit großer Gründlichkeit hat er die vorhandenen schriftlichen Zeugnisse verfolgt und neben anderem gefunden, daß die Pflege des Spiels noch weitergegangen ist, als sie schon totgesagt war, und zwar bis kurz vor dem zweiten Weltkrieg. Er hat sogar noch die Darsteller ausfindig gemacht. – Hermann Bausingers Beitrag „Weihnachtsspiel und Weihnachtstheater“ beschließt den Band. Die vorigen Abhandlungen suchten nach dem Volksschauspiel in der Vergangenheit. Es war dann ein Glücksfall, wenn Spuren bis in die Gegenwart führten. In diesem letzten Kapitel gilt dagegen die Frage: „Was ist heute da?“ Es ist keineswegs nichts; sehr viel wird sogar gespielt. Nur muß eindringlich betont werden, daß man sich nicht mit den an der Vergangenheit gewonnenen Begriffen den Blick für die gegenwärtige Lage verstellen darf. Deshalb unterscheidet der Verfasser das heute übliche Weihnachtstheater, ein Laienspiel für die Bühne, bei dem das Weihnachtsthema nur gerade anklingt, vom

traditionellen Weihnachtsspiel. Der Leser findet in diesem Kapitel besonders gute Anregungen für eigene Spielversuche. – Das Buch läßt zutiefst erkennen, mit welcher Mühe und auch mit welchem Glück ein Volkskundler rechnen muß, wenn er an die Objekte seiner Forschung herankommen will, aber auch, was man mit ihnen anfangen kann. Man spürt deutlich die Fragen, welche das Objekt selber stellt, etwa: was wußte der Verfasser des Steinheimer Spiels von der Tradition? Wo sind die Wurzeln der auslandsdeutschen Spiele? Aber es werden auch Einblicke verstattet in die Art, wie das Volksleben zustande kommt, durch die Wechselwirkung zwischen der anführenden Einzelperson und der aufnehmenden und weitertragenden Gruppe. Das sind lauter grundsätzliche Dinge, denen nachzudenken wohl der Mühe wert ist. – Wir haben also neben den einzigartigen Texten, welche dieses Buch enthält, und der Darstellung über das schwäbische Volksschauspiel die Möglichkeit, die Probleme der Volkskunde überhaupt aufs beste kennenzulernen.

Martin Walker

Fritz Fischer und Karl Mahler: *Sommerblumen*. Den „Blumen der Schwäbischen Alb“ läßt der Verlag Erich Hoffmann, Heidenheim, einen gleichgestalteten Band „Sommerblumen“ mit farbigen Zeichnungen von Fritz Fischer und botanischen Begleitworten von Karl Mahler folgen. Es handelt sich um einen losen Strauß sommerblühender Wildpflanzen aus Wald, Flur und Kulturland. Erfreulicherweise ist der Zeichner in diesem Band mit seinen künstlerisch gesehenen Pflanzenbildern der charakteristischen Erscheinung der einzelnen Pflanzen so nahe geblieben, daß keine Verfälschung der Natur eintritt. So kann man dieses hübsche Pflanzenbuch, in dem sich Künstler und Botaniker glücklich ergänzen, begrüßen.

O. Linck

Kalender für 1961

Wie alljährlich können den Lesern der „Schwäbischen Heimat“ einige gute und preiswerte Kalender empfohlen werden, die treue Begleiter durch den Jahreslauf sein möchten. Da ist zunächst der *Kohlhammer-Kunstkalender* (DM 6.80), der auf 27 Farbblättern Meisterwerke der abendländischen Kunst vom frühen Mittelalter bis zur unmittelbaren Gegenwart bringt. – Der *Kunstkalender Maler und Heimat* (Verlag Stähle & Friedel, Stuttgart, DM 4.80) gibt auf 13 Kunstblättern in mehrfarbigem Offsetdruck eine erlesene Auswahl von Gemälden, Aquarellen und Stichen einheimischer Künstler, die in Kurzbiographien vorgestellt werden. – Der *Blumenkalender* (Verlag Stähle & Friedel, Stuttgart, DM 4.30) bietet duftige Blumen-Aquarelle von Professor Otto Ludwig Kunz; ausführliche botanische Erläuterungen werden jedem Blumenfreund willkommen sein. – Den *Großen Ski- und Bergkalender* (DM 5.20) hat für 1961 wieder Walter Pause mit Geschick und Liebe zusammengestellt. 36 herrliche Aufnahmen aus der Bergwelt sind vereint mit heiteren und besinnlichen Plaudereien und mit sorgfältig durchdachten Tourenvorschlägen. – Der *Bodenseekalender* (Seehasen-Verlag Konstanz, DM 4.–) erfreut mit 25 großformatigen Landschaftsaufnahmen vom „schwäbischen Meer“ und seiner Umgebung; es ist erstaunlich, wie manchmal altbekannten Motiven neue künstlerische Aspekte abgewonnen werden. – Der *Schwäbische Heimatkalender* (W. Kohlhammer, Stuttgart, DM 1.40) erscheint im 72. Jahrgang, wiederum herausgegeben von dem Altmeister der schwäbischen Kalendermänner Hans Reyhing. Gedichte, Betrachtungen, Erzählungen, Schwänke wech-

seln in bunter Folge mit Zeichnungen und Bildern. Man wird diesen inhaltsreichen Kalender das ganze Jahr hindurch immer wieder gern zur Hand nehmen. O. R.

S. S. Praver: *Mörike und seine 'Leser'*. Versuch einer Wirkungsgeschichte. Mit einer Mörikebibliographie und einem Verzeichnis der wichtigsten Vortragsnotizen. 155 Seiten. Stuttgart: Ernst Klett 1960 (Veröffentlichungen der Deutschen Schillergesellschaft, Bd 23), DM 11.-.

„Die als Baumschulen aufgereihten Interpretationen beginnen langweilig zu werden, man sehnt sich wieder in die Wälder.“ Mit diesem Satz hat der Göttinger Germanist Wolfgang Kayser, der zu Beginn des Jahres 1960 der Überfülle seiner Aufgaben erlag, 1957 die Situation der Germanisten im deutschen Sprachbereich umrissen. Benno von Wiese ist anderer Meinung: „Wissenschaft und Kunst sollten nicht durch eine trennende Mauer gegeneinander abgeriegelt sein. Höchstes Ziel wäre es, die Interpretation von Dichtung selber zu einer eignen Kunst zu erheben“ („Interpretation des eigenen Schaffens“, in: *Spektrum des Geistes* Jg. 10, 1961, S. 102). – Der deutsch-englische Verfasser der ersten Wirkungsgeschichte Mörikes, der an der Universität Birmingham lehrende Professor S. S. Praver (Lecturer in German Language and Literature), nimmt als ausländischer Germanist eine bezeichnende Stellung zwischen diesen extremen Auffassungen ein. In dem ertragreichen Kapitel „Dienst am dichterischen Wort“ beleuchtet er kritisch, aber deutlich bemüht, „den mehr oder minder feinsinnigen“ Einzelinterpretationen Mörikescher Gedichte und Novellen aus der Nachfolge Staigers und unter dem Einfluß Heideggers gerecht zu werden, die durch Staiger eingeschlagene, durch H. Meyer und v. Wiese fortgesetzte Richtung der Mörike-Forschung der fünfziger Jahre: das dunkle Bild vom angst- und gramverzerrten Mörike. Praver mißtraut mit Recht Staigers Formel vom „Spätling“, vom schwermütigen, scheinbar kraftlosen Dichter zwischen den Zeiten, „blinzelnd in den Tag, sein Geist von den Wundern der Nacht erschöpft“, dem gerade aus dieser Schwermut seine große Kunst erwachse. Praver läßt jedoch die „musterhafte Analyse“ des „Wintermorgens“ durch Adolf Beck gelten, der sein Ergebnis in der Formel zusammenfaßt: „Drang des Geistes empor zum Tag und Sog der Seele hinab in die Nacht: das ist Mörike“. – So registriert Praver keineswegs nur, sondern sucht verstehend und wertend den Gelehrten, den Philologen, den Spezialisten zu Wort kommen zu lassen, um das „schillernde, hochkomplizierte Mörikebild der Neuzeit“ aufzuzeigen. – Aber auch die Komponisten und Dichter, denen Mörikes Werk mehr als nur Anstoß zu eigenem Schaffen bedeutete, werden ausführlich gewürdigt. Von neueren Autoren sind sehr persönliche Bekenntnisse zu Mörikes Dichtung aus Briefen an den Verfasser wiedergegeben, der dazu meint: „Mörike ist eben da, auch für den modernen Dichter; er ist ein Element der Tradition geworden, in die sich der Dichter gestellt findet und die er weiterbilden und weitergeben muß. Mörike hat Visionen heraufbeschworen, die noch heute gültige Kraft haben und die aus der deutschen Dichtung nicht mehr fortzudenken sind.“ – 1957 hat sich der Verfasser in mehreren deutschen Tageszeitungen und Wochenschriften mit der Bitte um Stellungnahme zu Mörikes Werk und Wesen an die Öffentlichkeit gewandt. Aus der erstaunlichen Menge von Zuschriften („solche Dokumente haben etwas Zufälliges und dürfen auf wissenschaftliche Bedeutung im strengeren Sinne keinerlei Anspruch erheben“) bringt Praver eine Auslese, die immerhin zeigt, daß gerade in Norddeutschland viele „nicht-berufliche“ Bewunderer des Dichters anzutreffen sind. Für die Erwachsenenbildung scheint mir eine solche Meinungsforschung noch nicht genug ausgewertet. Beobachtungen wie diese sollten je-

denfalls nicht unbeachtet bleiben: „Manche ‚Verehrer‘ haben recht wenig wirkliches Verhältnis zu Mörikes Werk und pochen auf den Dichter hauptsächlich nur deshalb, weil er eben – wie sie selbst – ein Schwabe ist. Auch daß jemand ein Kaffeeservice aus dem Besitz Hartlaubs erbt oder irgendwelche Familienbeziehungen hat zu Luise Walther, der Illustratorin des ‚Hutzelmannlein‘, scheint schon einen Grund zur Mörikeverehrung abzugeben; einer Mörikeverehrung, die ja „oft nur eine Selbstverehrung ist.“ – Das in mehreren längeren Aufenthalten in Württemberg erarbeitete und angesichts der geschichtlichen Wirkungsstätten des Dichters entstandene Buch liest sich leicht und wirkt äußerst lebendig. Ihm haftet nichts Altertümlich-Verehrendes an, überall ist ein musikalisches, von persönlicher Neigung und Wärme erfülltes Verhältnis zum Dichter spürbar. Bezeichnend ist dabei die Betonung des Biographisch-Geschichtlichen als unentbehrlicher Forschungsgrundlage. Gegenüber den Formeln der Interpretationskünstler ist dagegen eine vorsichtige Zurückhaltung bei Praver festzustellen. – Der wohlfeile Band wird vielen Mörikefreunden eine anregende und besinnliche Lektüre sein; nur das ohne Zutun des Verfassers zusammengestellte Personenregister dürfen sie nicht zu genau betrachten. Um so mehr verdient der Anhang mit dem Verzeichnis der wichtigsten Vortragsnotizen und einer 17seitigen Auswahl aus der Mörike-Literatur hervorgehoben zu werden. Manfred Koschlig

Markus Eberhard Emminger, ein Künstlerleben für die Landschaft. 12 Seiten Text von Dr. Max Zengerle, 25 Abbildungen. Herausgegeben vom Kunst- und Altertumsverein Biberach an der Riß.

Wie hat Stadt und Land, woher ich stamme, zur Zeit des Großvaters oder Urgroßvaters ausgesehen? So fragt man sich immer wieder, denn so weit zurück reicht ja meist die unmittelbare mündliche Familienüberlieferung. Aber die Landschaftsphotographie, die uns heute so reichlich und gut bedient, bleibt hier die Antwort schuldig. Sie kam erst später auf. Die Ansprüche des Publikums, das auch damals schon das Gesehene gerne im Bild nach Hause tragen wollte, erfüllte noch der Landschaftsmaler oder – für die schmalere Börse – der Stecher und der Lithograph.

Unter diesen ist für unsere engere Heimat Markus Eberhard Emminger zu nennen, der mit gewissenhafter Genauigkeit und doch auch mit starkem künstlerischem Gefühl um die Mitte des letzten Jahrhunderts fast alle bedeutenderen Städte Schwabens in typischen Gesamtansichten festgehalten hat. Stets zeigt er mit liebevoller Sorgfalt, wie Hügel oder Ebene, Fluß oder See, Wald und Feld und Garten die menschliche Siedlung umgeben, oder wie das Gebirge von ferne hereinragt. Kein Wunder, daß auch das reine Landschaftsbild ihn reizte, wobei jedoch nie der kleine Ausschnitt, sondern stets der große Zusammenhang der Landschaft gestaltet wird. Man kann dem Kunst- und Altertumsverein Biberach an der Riß dankbar dafür sein, daß er ein kurzes Lebensbild des begabten Sohnes dieser Stadt herausgebracht hat, das erkennen läßt, wie strebsam und zielbewußt Emminger sich auf Studienreisen in seinem Handwerk geschult hat, so daß er schließlich die seinerzeit erreichbare Meisterschaft darin erwerben konnte. Die wiedergegebenen 24 Ansichten atmen die Adalbert-Stifter-Stimmung des späten Biedermeier. Man wünschte sie sich nur in größerem Format. Das Heftchen wird jeden Liebhaber historischer Landschaftsbilder erfreuen. Er findet hier unter anderem eine Anzahl wenig bekannter Darstellungen von Ellwangen, Stuttgart, Ulm, Lindau und Friedrichshafen. Auch mag es ihn anregen, in Museen, Bibliotheken und Antiquariaten, aber auch im Privatbesitz den Spuren von Emmingers umfangreichem Schaffen weiter nachzugehen. W. Kittel

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

„Der moderne Bauernhof - im Bilde der Heimat“

Der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Herr Oberbaurat i. R. W. Kittel, konnte bei der Eröffnung im Saal der Industrie- und Handelskammer Ulm – freundlich zur Verfügung gestellt durch Herrn Syndikus Zeiler – unter den in großer Zahl erschienenen Teilnehmern begrüßen: Vertreter des Landwirtschaftsministeriums Baden-Württemberg, des Regierungspräsidiums Nordwürttemberg, des Staatl. Amtes für Denkmalpflege Stuttgart, der Württ. Landesstelle für Volkskunde, der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim, des Bauernverbandes Baden-Württemberg (Präsident Minister a. D. Stoops), der württembergischen Landkreise (Landräte und Kreisbaumeister), der Landwirtschafts- und Flurbereinigungsämter, der württ. Landsiedlung, der Gesellschaft zur Förderung der inneren Kolonisation, dazu die Kreisbeauftragten der Staatl. Bezirksstellen, unter denen sich Oberstudienrat Dr. Schäfle besondere Verdienste um die Durchführung der Tagung erworben hatte, nicht zu vergessen die Damen und Herren der Presse –. Es war somit eine in jeder Hinsicht ansehnliche Schar von Besuchern, die dem Ruf des Heimatbundes gefolgt waren, gefolgt vielleicht in der stillen Erwartung, es werde bei einer Veranstaltung des Heimatbundes über den Bauernhof der Gegenwart nicht nur vom Landwirtschaftlichen gesprochen. Wer diese Hoffnung hegte, wurde nicht enttäuscht. Vielleicht war dies sogar der größte „Erfolg“ der Tagung, daß eine weitgehende stillschweigende Übereinstimmung darin herrschte, daß ein Bauernhof mehr sei als ein „landwirtschaftlicher Aussiedlerbetrieb“ und ein Bauer mehr als ein „Landwirt“; und dies trotz einer gegenteiligen Bemerkung „landwirtschaftlicher“ Kreise. Dabei muß festgestellt werden, daß die Notwendigkeiten in keinem Augenblick bezweifelt wurden, die sich mit den Begriffen der Rationalisierung des landwirtschaftlichen Betriebs oder der Verbesserung der Agrarstruktur vor allem der Flurbereinigung und der Aussiedlung im besonderen ergeben. Nein, es ging in allem um ein „Mehr“, ein „Zusätzliches“. Die Themen der drei Referate deuteten dies an: die Einordnung in die Landschaft, die guten Bau-

formen, die Frage schließlich, in welchem Sinne der Bauernhof der Gegenwart dem darin arbeitenden und behausten Menschen „Heimat“ sei.

Dr. Rathfelder wies in seinem Referat „Der moderne Bauernhof in der Landschaft“ zunächst auf die Gefahren hin, welche im Zeitalter der Technisierung und Industrialisierung des Lebensraumes dem Menschen durch die Schädigung und Beeinträchtigung von Natur und Landschaft drohen. Nachdenken über eine sinnvolle Koordination sei erstes Gebot. Das Wort vom „ästhetischen und sozialhygienischen Mißbehagen“ wurde zitiert, einem Mißbehagen, hinter dem am Ende das Gefühl für die Gefährdung der menschlichen Existenz überhaupt stehe. Es liege im öffentlichen Interesse, eine „Hemmung“ zu schaffen gegen das „Hingegebensein an den technischen Fortschritt“. Flurbereinigungen und Aussiedlungen seien die berechnete Forderung der Landwirtschaft, aber zugleich Aufgaben einer nicht nur erhaltenden sondern auch gestaltenden Landschaftspflege. Noch sei es nicht zu spät. 1,4 Millionen ha warten auf Bereinigung, 30 000 Aussiedlungen werden noch notwendig sein, 5000 Bachläufe sind zu sanieren. Hier gehe es nicht darum, Natur zu „konservieren“, sondern aktiven Einfluß auf die Gestaltung künftiger Landschaft zu gewinnen. Was den Aussiedlerhof angehe, so stehe er unter dem Gesetz der Landschaft. Dafür gebe es eine Rechtsgrundlage in der Württembergischen Bauordnung und dem Naturschutzgesetz, ganz abgesehen davon, daß es Steuergelder seien, welche für den Grünen Plan verwendet würden. An Hand von Lichtbildern wies der Vortragende sodann auf bisher gemachte Fehler hin, die – von baulich nicht gelungenen Gestaltungen abgesehen – fast durchweg auf mangelnde Einfügung in die Landschaft zurückzuführen sind, als deren Ursache nicht nur falsche Platzwahl sondern auch beziehungslose Uniformität in der Anwendung eines – vielleicht nicht einmal betriebswirtschaftlich zweckmäßigen – Schemas angegeben wurden. Es war klar, daß Standardisierung und variantenlose Typisierung im landwirtschaftlichen Bauen viele Störungen in der Landschaft als

Bild geordneten Lebensraumes hervorrufen können und wohl auch als Anzeichen tieferer Unstimmigkeiten aufzufassen sind, die letzten Endes in einem Mißverhältnis des Menschen zur Natur wurzeln. Individuelle Sonderformen seien, so vernahm man, schon aus betriebswirtschaftlichen Gründen nicht zu vermeiden, aber auch die zu fordernde Einbindung in die Landschaft mache solche Formen nötig. Grobe Mißgriffe aus vollkommener Beziehungslosigkeit der Planung zum Standort wurden gezeigt. Auf der anderen Seite wieder gab es „modernste“ erdlastige Typen in guter Einbettung in die Landschaft zu sehen. Auch die Bedeutung der Energiezuleitung und Straßenführung als Störungsquelle, die Gefahr der aus nachträglichen Änderungen nicht durchdachter Anlagen entstehenden „vereinigten Hüttenwerke“ wurden aufgedeckt. In manchen Fällen war Abhilfe durch tarnende Einpflanzung möglich, die freilich ein Notbehelf bleibt. Erfreulich war die Mitteilung, daß vom Regierungspräsidium nach Fühlungnahme mit den beteiligten Ämtern und Vereinigungen ein Entwurf über Richtlinien für den Bau von Aussiedlerhöfen ausgearbeitet worden ist.

Der so erhobenen Forderung einer guten Einfügung des Aussiedlerhofes in die Landschaft trat im nächsten Referat von Regierungsbaumeister Erich Faßl „Der moderne Bauernhof in seiner baulichen Gestaltung“ der Wunsch einer befriedigenden architektonischen Gestaltung zur Seite. Es wurde einleitend betont, daß eine gute wirtschaftliche Zweckbestimmung vorausgesetzt werde. Für Romantik sei dabei kein Platz. Man habe sich etwa von der Vorstellung des Bauernhofes als einer geschlossenen Anlage, womöglich mit Steildach zu lösen. Die Bergung der Vorräte geschehe im Zeitalter der Mechanisierung und Motorisierung am besten in hallenartigen Räumen ohne Stützen mit einem entsprechenden ingenieurmäßigen Dachverband. Einfache, zweckbedingte Konstruktion und billige Baustoffe seien aus Wirtschaftlichkeitserwägungen gefordert, wenn auch dabei Solidität erreicht werden sollte; dies nicht zuletzt im Hinblick auf frühzeitige und teure Reparaturen. Große Bedeutung maß der Referent auch von seinem Standpunkt aus der Standortwahl zu. Er empfahl eine vorausgehende Strukturuntersuchung der Gemeinde mit dem Blick auf eine nicht über die ganze Markung zu zerstreute Aussiedlung. Dabei sei es nicht notwendig, jeden Hof mitten in den zugehörigen Grundbesitz zu legen; der Stand der Motorisierung erlaube es durchaus, Höfe zu Gruppen zusammenzufassen. Für den Architekten böten sich damit neue und gute Möglichkeiten, den Hof aus seiner Vereinzelung zu reißen. „Jede Hofgruppe ist eine individuelle Aufgabe“, mit dieser Formulierung ergriff auch der Vortragende Stellung gegen Uniformität und Schematismus. Die Leistung des Architekten bestehe in einer den Verhältnissen angepaßten Variierung der Typen. Hier sei Gelegenheit, Erfahrung zu beweisen und Verantwortungsbewußtsein zu bewähren. Daß für die äußere Gestalt der Arbeitsablauf entscheidend ist, wurde vorausgesetzt, wobei sich zwei Möglichkeiten ergeben: der erdlastigen und der deckenlastigen

Bewirtschaftung, von kombinierten Lösungen abgesehen. Die erste Art freilich sei nur im Flachland tragbar und in der Tat in Württemberg nur bei etwa 10 % aller Aussiedlerhöfe vertreten. Gleichgültig ob erd- oder deckenlastig: auf die richtige Aufschlüsselung der Baumassen komme es an. Dabei sei das Verhältnis der Baukörper zueinander wichtig, das bei winkelförmiger, Z-gestaltiger oder gestaffelter Anlage zwar gegensätzlich, dabei aber in sich einheitlich und abgerundet und in diesem Sinne „spannungsreich“ zu sein habe. Hier brachte der Vortragende – als Bezeichnung für die in sich mannigfaltige Einheit der Gebäudegruppe des Aussiedlerbetriebes, die ihrerseits wieder der Ausdruck einer geglückten Ordnung der menschlichen Beziehungen im Wirtschaften und Wohnen ist, – den Begriff „Hof“ vor. Eine in dem bezeichneten Sinn gute, spannungsreiche aber in sich harmonische Hofanlage gehe der Einzelgestaltung vor. Was an jener gesündigt würde, sei hier nicht wieder gutzumachen. Wichtig war die Andeutung, daß ein Eindachhof, welcher alle Wirtschafts- und Wohnräume unter einem Dach vereinigt, bei den heute notwendig gewordenen Ausmaßen eine empfindliche Störung des Landschaftsbildes zur Folge haben könne; eine Aufgliederung in Baublöcke, je nach den Arbeitsvorgängen und Wohnbedürfnissen, sei vorzuziehen. So habe der Entwerfer reichlich Gelegenheit, mit Baukörpern und ihren Verhältnissen zueinander umzugehen und daraus eben den zusammengehörigen „Hof“ zu gestalten, grundrißlich flächenmäßig zu entwickeln und im aufgehenden Umriß zu formen. Zu den einzelnen Gebäuden übergehend, stellte Regierungsbaumeister Faßl fest, daß Massivbauweise heute nur noch im Wohnbau und im nassen Teil der Stallungen Anwendung finde, während die übrigen Räume zweckmäßigerweise aus Stahl- oder Spannbeton errichtet würden. Großflächig angewandter Wellasbestzement wirke langweilig und in der Naturfarbe zu kraß. Wenn man auch gegen Beton und Kunststoffplatten nichts einwenden könne, so sei doch klar festzustellen, daß Holz als Verkleidung viel zu wenig verwendet würde, trotzdem es ein ganz ausgezeichnetes Material sei, um Bauteile in die Landschaft einzubinden. Der Stein des Anstoßes sei sodann vielfach die Dachdeckung. Die Eindeckung mit dauerhaft gefärbtem Eternit in den Farben Rotbraun und Schwarzgrün sei nicht zu umgehen, wenn auch auf die Dauer ein Ziegel- oder Pfannendach – vor allem auch im Hinblick auf seine Reparaturfähigkeit – rationeller sei. Dann fiel ein mutiges Wort: nicht der augenblickliche Kostenpunkt dürfe ausschlaggebend sein, und es sollten die Architekten wohl den Mut haben, zu billigen Aufträgen als Pfuscharbeit abzulehnen. Entschieden wurde die Übertragung städtischer Bauelemente auf das ländliche Bauen verurteilt. Ein gut gestaltetes Bauwerk, so wurde abschließend gesagt, habe es im übrigen nicht nötig durch Bewuchs „getarnt“ zu werden, es sei eine Zierde der Landschaft.

Landwirtschaftsrat Dr. Zeller sprach in seinem Referat „Der moderne Bauernhof in soziologischer Sicht“ aus der

Erfahrung eines landwirtschaftlichen Beraters und somit, wie die anderen beiden Referenten, aus der Praxis. Er eröffnete einen völlig neuen Blickpunkt, indem er feststellte, daß vor dem Hintergrund der zeitgeschichtlichen Zusammenhänge wohl die Frage gestellt werden könne, ob die Bearbeitung des Bodens nicht nach größeren Betrieben mit landwirtschaftlichen Arbeitern rufe, nach Agrarfabriken. Aus politischen und soziologischen Gründen aber – nicht aus agrartechnischen und betriebswirtschaftlichen – möchte man wohl eine Pflege des modernisierten bäuerlichen Familienbetriebes befürworten. Ja, es sei die Frage, ob nicht eben auch aus wirtschaftlichen Gründen ein strukturell gesunder Familienbetrieb – mit der Wurzel unternehmerischer Initiative, getragen von sittlicher Bindung, eingeordnet in den Kreislauf der Natur – im Interesse einer gesunden Volkswirtschaft und eines gesunden Volkes lägen. Ganz abgesehen davon, daß der forcierte Erwerbs- und Unternehmegerist ein Regulativ verlange, das den Landwirt veranlasse, das Wirtschaftliche als Mittel zu benutzen, um Mensch zu sein und zu bleiben. Von diesem Standpunkt aus sprach der Redner ein klares Ja zur bäuerlichen Familienwirtschaft, die mitten in den Fragen stehe nach dem über Generationen Bleibenden, dem Gesamtzusammenhang in der Ganzheit der Familie und ihrer Geschichte. Nicht die Technik stehe im Mittelpunkt, sondern der bäuerliche Mensch, als Mann und Persönlichkeit, als Frau und Mutter. In einem Hof, so wurde gesagt, müssen Menschen leben, die darin nicht nur ihren Arbeitsraum finden, sondern auch ihren Lebensraum in einer über die Arbeit hinausgehenden Sphäre. In diesem Zusammenhang wurde davor gewarnt, auf die große Belastungsfähigkeit des bäuerlichen Menschen zu bauen. Menschenunwürdig sei es, eine Arbeit mit der nackten Hand zu verrichten, wo die Maschine eingesetzt werden könne. Und doch müsse man vor der Überschätzung des Technischen warnen: wenn einmal die technische Einrichtung mehr wert sei als der Boden und der moderne Bauernhof ein Vielfaches gelte des Bodenwertes, sei es an der Zeit, nachzudenken. Mit Recht wurde sodann darauf aufmerksam gemacht, daß auch früher von der Funktion her gebaut worden sei und sämtliche alte Bauernhausformen aus sehr besonderen wirtschaftlichen Gegebenheiten gewachsen sind. „Wenn wir aber zum Einheitsstyp kommen, machen wir wirtschaftliche und ich glaube auch menschliche Fehler“. Dies gilt aber nicht nur vom Wirtschaften, sondern auch vom Wohnen. Es sei auch „landwirtschaftliches Bauen“ wenn man, eben von der Funktion her, die Bedürfnisse der bäuerlichen Familie, welche sich nicht allein im Arbeiten erschöpfen, in Rechnung setze. Hausen und Wirtschaften sind nicht zu trennen. Die Wohnung des Bauern ist kein mit einem landwirtschaftlichen Betriebsschuppen zu verbindender sozialer Wohnungsbau mit einer „Sammlung von Zimmern“. Wohn- und Wirtschaftsräume dürfen nicht allzuweit auseinanderliegen. Die Wohnstube, dies betonte der Referent, muß Mittelpunkt sein! Und sie muß groß sein, damit sich das „Wohnen“ entwickeln

kann. Ein „Büro“ hat der Bauer nicht nötig, vor allem aber keine „bessere Stube“, keinen „Salon“. Für das Wohnen ist der beste Raum des Hauses nötig. Blumenstränge vor den Fenstern sind auf dem Land überflüssig, auch Riesenfenster sind unnötig, vor allem aber ist es die „Veranda“. Eher sollte man auf einen Platz vor der Wohnstube Wert legen, denn ein Bauernhof muß kinderfreundlich sein. Er muß auch um der Kinder willen die Schönheit der Lage und die freie Natur ausnützen. Die Küche darf kein Mittelpunkt für's Bauernhaus sein; man trennt sich in der Wohnküche nicht von der Arbeitswelt. Für's Essen ist die Wohnstube da – mit kürzester Verbindung zur Küche – oder eine Nische in ihr. Meist sind die Eltern-Schlafzimmer zu klein, die Kinderzimmer zu groß. Zweistöckigkeit vermag das Zusammenleben zu gefährden, vor allem, wenn im 2. Stock eine gesonderte Wohnung mit eigener „Glastüre“ eingerichtet wird. Kleine Dachräume sind sehr zu begrüßen; am Dachboden ist man froh. Eine Diele als Eingangsraum dient der Geselligkeit. In einem „Gang“ kann sich nichts entwickeln. Und vor allem eines: man sage den Leuten, daß das Haus nicht halb gebaut ist, wenn es im Rohbau fertig dasteht! Dabei gilt es, vom Zweck des Familienlebens her den Einbau zu gestalten. Abschließend wurde gesagt: Ein volles Familienleben, das Wirtschaften und Wohnen umfaßt, das wäre der Sinn des „Hofes“, auch als Baugruppe. Hier geht es um Bestformen aus familiären und wirtschaftlichen Bedürfnissen, nicht um eine schablonisierte Fertigbauweise. Nie darf aus dem Auge verloren werden, daß man für Menschen baut, die hier „Heimat“ finden und haben wollen, Heimat nämlich als vollkommen an ihre besonderen Zwecke als bäuerliche Familie der Gegenwart angepaßte Umwelt.

Bei der anschließenden Studienfahrt fanden die Teilnehmer reiche Gelegenheit, das Gehörte auf das Gesehene anzuwenden. Besucht wurden die Ortsrandsiedlungen in Weidenstätten und Altheim, die Merkleshöfe bei Sögelingen, eine erdlastige Gruppenaussiedlung bei Mehrstetten, ein Hof am Hang bei Nerenstetten, die Butzenhöfe bei Bernstadt. Wieder wurde dabei deutlich, daß Aussiedlung ohne Flurbereinigung mit Anbau am Ortsrand eine ungute Notlösung darstellt, die zu einer bösen „Flickschusterei“ (neue Flecken auf das alte Kleid) im Ortsbild führen kann. Bei Bauten in freier Landschaft fielen dafür die ungenügende bauliche Gestaltung hinsichtlich Gruppierung der Gebäude, das gegenseitige maßstäbliche Mißverständnis und Unverträglichkeiten in der Einfärbung um so mehr auf. Verhältnismäßig gut boten sich in ihrer Umgebung einige erdlastige Typen dar, wenn auch gerade hier die ragenden Skelette der Umspannmasten höchst störend in Erscheinung traten und auch die Wegführung nach dem Grundsatz „Die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten ist die Gerade!“ fragwürdig schien.

In der abschließenden Aussprache war es vielleicht das erfreulichste, daß der gewonnene Standpunkt nicht er-

schüttert wurde und in den Grundsatzfragen Einigkeit herrschte. Trotzdem gab es hitzige „Einzelkämpfe“, die Fragestellungen der Praxis betrafen. So etwa, ob behördlich gelenkte Aussiedlungsverfahren, die von den Siedlungsträgern im Benehmen mit den zuständigen amtlichen Stellen durchgeführt werden, außerbehördlichen Verfahren vorzuziehen seien, was bejaht wurde. Stimmen wurden sodann laut, die dafür eintraten, daß die Genehmigungskommissionen vor Vorlegung der Pläne als Beratungskommissionen zusammentreten sollten. Überhaupt klagte man über mangelnde Koordinierung der befaßten Stellen. In diesem Zusammenhang wurden regionale Planungsgemeinschaften als wünschenswert bezeichnet. Der Wettbewerb der Siedlungsgesellschaften im Kampf um den niedrigsten Baupreis und damit um den Kunden

wurde als schwere Gefahr vor allem für gediegene bauliche Gestaltung bezeichnet. Dem wurde seitens der Württembergischen Landsiedlung widersprochen, dabei übrigens bemerkt, daß die Württembergische Landsiedlung Landschaftsgestaltung durch Bepflanzung als künftigen Bestandteil der Baugenehmigung aufnehmen werde. Prof. Dr. Dölker wies schließlich darauf hin, daß die Aussiedlerhöfe auch einen Namen brauchten und bemerkte, es habe sich gut eingeführt, hierbei den Flurnamen mit dem Zusatz . . höfe anzuwenden. Im übrigen müsse man der Benennung große Beachtung schenken, und es wäre sehr zu empfehlen, schon bei der Aufstellung von Besiedlungsplänen entsprechenden sachverständigen Rat zu erteilen. In allem sei zu bedenken, daß der Name ein Bleibendes sei und „Heimat“ bezeichnen solle.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1960/61 (2. Hälfte)

Unter Hinweis auf die vorausgegangene Anzeige der Veranstaltungen bis Dezember 1960 geben wir hiermit die Vorträge, künstlerischen Darbietungen und Führungen ab Januar 1961 bekannt. Wir laden zu deren Besuch herzlich ein und bitten höflich, die auf S. 200 in Heft 5/1960 angegebenen allgemeinen Bedingungen beachten zu wollen.

Die Gemälde der Württ. Staatsgalerie

3. Niederländer und Italiener

Führung: Dr. B. Bushart

Samstag, 14. Januar (Treffpunkt und -zeit werden in der Bestätigung der Anmeldung mitgeteilt).

Biberach – Stadt der schönen Künste

Samstag, 21. Januar, 20 Uhr im Saale des Gustav-Siegle-Hauses unter Mitwirkung des Stadtorchesters Biberach (Leitung: Musikdirektor Linder) mit Frau Leonore Hofer-Mühlschlegel (Sopran), Frau Marga Maerz (Alt) und Erhard Bruder. Zur Aufführung gelangen Werke von Justin Heinrich Knecht (Ouvertüre zu der Oper „Feodora“, Zwiegesang der Mirjam und der Deborah aus dem „Messias“, das „Biberacher Pastorale“ und die Natursymphonie in G-Dur; Herr Bruder spricht, teilweise an Hand von Lichtbildern, über die Themen „Gang durch die Geschichte der freien Reichsstadt Biberach“ und „Die Musik- und Theaterstadt Biberach“. Eintrittspreis 1 bis

2 DM (für Mitglieder und Familienangehörige 50 % Ermäßigung); Vorverkauf für Mitglieder ab 2. 1. 1961 in der Geschäftsstelle (auch in Form schriftlicher Bestellung mit Zusendung der Karten oder Abholung an der Abendkasse). Wir bitten unsere Mitglieder ausdrücklich, in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis gerade für den Besuch dieser Veranstaltung zu werben. Eine ausführliche gedruckte Einladung folgt um die Jahreswende.

Filmstunde

Leitung: Dir. Dr. Th. Hornberger

Sonntag, 12. Februar, 11 Uhr in der Landesbildstelle Württemberg, Landhausstr. 70. Auf den Wunsch unserer Mitglieder führen wir wiederum eine Filmstunde durch, in der gute heimatkundliche Lehrfilme gezeigt werden; die Auswahl besorgt Dr. Th. Hornberger, Direktor der Landesbildstelle Württemberg. Wegen beschränkter Sitzplatzzahl werden Karten ausgegeben (Mitglieder –.50, Nichtmitglieder 1.– DM), die gegen Vorbestellung zugesandt werden.

Die Gemälde der Württ. Staatsgalerie

4. Deutscher Barock und Klassizismus

Führung: Dr. Bushart

Samstag, 18. Februar (Treffpunkt und -zeit werden in der Bestätigung der Anmeldung mitgeteilt).

Die Blumenwelt der Allgäuer Berge

Vortrag von Oberstudienrat Dr. H. Scheerer
(mit Farblichtbildern)

Freitag, 24. Februar, 20 Uhr im Saale des Württ. Landes-
museums (Altes Schloß). Der Vortragende ist unseren
Mitgliedern durch seine naturkundlichen Führungen ver-
traut; sein Vortrag über die Pflanzenwelt im württ.
Franken, der von großer Naturliebe und umfassender
Sachkenntnis zeugte, blieb jedem Besucher unvergeßlich.
Auch diesmal wird das Farblichtbild nicht nur Pflanzen-
schönheit seltenster Art vermitteln, sondern darüber hin-
aus helfen, das Verständnis einer ganzen Bergwelt-Flora,
nach ihren besonderen Daseinsbedingungen, zu erschließen.

Die Gemälde der Württ. Staatsgalerie

5. Das 19. Jahrhundert

Führung: Dr. B. Bushart

Samstag, 11. März (Treffpunkt und -zeit werden in der
Bestätigung der Anmeldung mitgeteilt).

Gmünder Passionsmusik

Freitag, 17. März, 20 Uhr im Silber-Saal der Liederhalle
unter Mitwirkung des Gmünder Kammerorchesters (Lei-
tung: Gerhard Saal), des Chores der Volkshochschule
Schwäb. Gmünd (Leitung: Studienrat Fischer), Frau
Dorothea Saal (Sopran), Herrn Manfred Gertert (Tenor),
Herrn Fr. Hessenbruch (Baß) und Dr. Alfons Nitsch (ein-
leitende und verbindende Worte). Zur Aufführung ge-
langen: Prolog zum Passionsspiel (um 1740), 5 kleine
Vorspiele (um 1740), der Engel am Ölberg (um 1760),
Fußwaschung (um 1760), Pluto frohlockt über des Judas
Ende (2. Hälfte 18. Jahrhundert), Die Geißelung (um
1740), Das Gleichnis von den Arbeitern im Weingarten
(A. Dreher, 1742–1809). Eintrittspreis 2 DM (Mitglieder
50 % Ermäßigung); Vorverkauf für Mitglieder ab 1. 3.
1961 in der Geschäftsstelle (auch in Form schriftlicher
Bestellung). Wir bitten unsere Mitglieder ausdrücklich,
auch für den Besuch gerade dieser Veranstaltung im
Freundes- und Bekanntenkreis werben zu wollen.

Helfen, Heilen, Künden

Freundesworte an Ludwig Findch
(zu seinem 85. Geburtstag)
von Dr. W. Jantzen

Dienstag, 21. März, Aula der Staatsbauschule, 20 Uhr,
Gemeinsame Veranstaltung mit dem Schwäbischen Alb-
verein und Schwarzwaldverein. Wir bitten unsere Mit-
glieder schon heute um zahlreiche Beteiligung.

Eselsmühle Musberg

Freitag, 24. März, 16 Uhr im Omnibus ab Karlsplatz
(Fahrpreis hin und zurück 1.50 DM). Unser Mitglied,
Herr Rudolf Gmelin, hat unserer Bitte um Besichtigung
von Mühle und Bäckerei sowie seiner bekannten gesteins-
kundlichen Sammlung in der freundlichsten Weise ent-
sprochen. Um Mühle und Bäckerei in Betrieb zu sehen,
war ein Besuch zur angegebenen ungewöhnlichen Stunde
geboten; wir bitten um Anmeldung.

Landschaftsschutz in Großbritannien

Vortrag von Oberbaurat i. R. W. Kittel
(mit Lichtbildern)

Freitag, 14. April, 20 Uhr im Saal des Württ. Landes-
museums Stuttgart (Altes Schloß). Der Vorsitzende
unseres Bundes wird dabei über seine Beobachtungen
auf dem Gebiet von Landschaftsschutz und -gestaltung
bei einer Reise durch Großbritannien berichten. Für
unsere heimatlichen Verhältnisse dürfte sich dabei manche
Nutzanwendung ergeben.

Die Gemälde der Württ. Staatsgalerie

6. Kunst der Gegenwart

Samstag, 15. April (Treffpunkt und -zeit werden in der
Bestätigung der Anmeldung mitgeteilt).

Veranstaltungen 1961

Die Veranstaltungen des Jahres 1961 werden in Heft
1/1961 angezeigt. Die Studienfahrten werden schon vor-
her durch eine Drucksache bekanntgemacht, die gleich-
zeitig an alle Fahrtteilnehmer des Jahres 1960 abgeht;
wer an den Studienfahrten des Jahres 1960 nicht teil-
nahm und jene Drucksache erhalten möchte, wird gebeten,
dies uns wissen zu lassen.

Einbände

Die Einbanddecken für den Jahrgang 1960 der „Schwä-
bischen Heimat“ sind vorrätig und können ab sofort
bezogen werden (DM 1.50 zusätzlich Porto und Ver-
packung). Jahrgänge, die über uns zum Einbinden ge-
langen sollen, bitten wir, bis 31. 1. einzusenden (Her-
stellung eines Einbandes DM 3.– zusätzlich Porto und
Verpackung).